
R·H·E·I·N·G·A·U

F·O·R·U·M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur



27. Jahrgang

1/2018

ISSN 0942-4474

Herausgegeben von: Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.
Geisenheimer Weinreimer e.V.
Lorcher Weinjunker

Technische **Lösungen**

maßgeschneidert nach Kundenwunsch

E|HANDWERK



Haus- & Gebäudetechnik

Elektroinstallationen EIB-/KNX-Gebäudeautomation Wärmepumpensysteme
elektrische Warmwasserbereitung Photovoltaikanlagen E-Check-/BGV A3
Nachtspeicherheizungen Glas- & Natursteinheizungen Elektro-Kundendienst
Klimatisierungstechnik Raum-Lüftungsanlagen Licht- & Beleuchtungstechnik

Sicherheitstechnik

Einbruchmeldeanlagen Videoüberwachungsanlagen Brandmeldeanlagen
Schliessenanlagen Zutrittskontrollsysteme Alarmbeleuchtung

Kommunikation & Informationstechnik

ISDN-Telefonanlagen Video- / Türsprechanlagen digitale TV-/SAT-Anlagen
VOIP-Kommunikation LWL-Datennetzwerktechnik Client-Server-Systeme

Energie- und Automationstechnik

Energieverteilerbau Schalt- und Steueranlagenbau Energiemanagement
SPS-Automation SPS-Programmierungen Mess-, Steuer- & Regeltechnik
Industrielle Daten- & IT-Systeme Industrieautomation Sondermaschinenbau

Ihr Ansprechpartner für

Beratung Planung Ausführung Wartung Betrieb

werner 
elektrotechnik

elektrotechnik • datentechnik • technische systeme

E-CHECK
Fachbetrieb



Tel.: +49 61 23 90 76 -0
mail@werner-edt.com

I M P R E S S U M

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur
Jg. 27 1/2018

Träger bzw. Herausgeber:

FREUNDKREIS KLOSTER EBERBACH E.V.
Kloster Eberbach · 65346 Eltville
www.kloster-eberbach.de

**GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER
RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E.V.**
Klarastraße 4f · 55116 Mainz
www.rheingauer-heimatforschung.de oder
www.regionalgeschichte.net

GEISENHEIMER WEIN-REIMER E.V.
z.Hd. Oberreimerin Frau D. Krappe
Im Spitzenlehn 2 · 65366 Geisenheim
www.geisenheimerweinreimer.de

LORCHER WEINJUNKER
Schauerweg 39 · 65391 Lorch · www.lorch-er-weinjunker.de

Geschäftsführender Herausgeber:

**GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER
RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E.V.**

Redaktion:

Schriftleitung: Dr. Manfred Laufs · Klarastraße 4f ·
55116 Mainz · Tel. (061 31) 211 5292
Mail: info@rheingauer-heimatforschung.de

Weitere Mitglieder der Redaktion

Gerhard Becker, Oestrich-Winkel
Helga Simon, Eltville
Dagmar Söder, Eltville
Alle Rechte vorbehalten.

Herstellung und Auslieferung:

(einschließlich Jahresabonnement)

MailWurm GmbH · Postfach 2249 · 65012 Wiesbaden
Tel. (06 1 1) 98 990-88 · Fax (06 1 1) 98 990-19
Mail: m.hampl@mailwurm.com

Erscheinungsweise:

halbjährlich im Mai und November

Preise:

Einzelheft inklusive Versandkosten: 5,00 EURO
Jahres-Abonnement (2 Schriften): 10,00 EURO
Bestellung eines Abonnements bei der MailWurm GmbH
(Anschrift: s.o.)

**Für die Mitglieder der vier Herausgeber-Gesellschaften
ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.**

Bestellung älterer Hefte bei:

**GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER
RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E.V.**

Inhaltsübersicht aller bisher erschienenen Hefte:
www.rheingauer-heimatforschung.de
Mail: schriftfuehrer@rheingauer-heimatforschung.de
oder: info@rheingauer-heimatforschung.de

Inhalt

Christa Kaddar

Helga Simon – Heimatforscherin,
Stadarchivarin, Autorin, Gästeführerin 2

Kai Mückenberger

Neue archäologische Untersuchungen
im Rheingau-Taunus 2016/17 3

Eberhard Kümmerle

Die Steine der heiligen Hildegard 13

Alexander Wißmann

Heiligenfiguren des Mainzer Bildhauers
Martin Biterich in der Kirche St. Antonius
Eremit in Rauenthal 19

Walter K. Hell

Ludwig Schwarz (1875–1954) –
ein Pionier des Rheingauer Weinbaus 25

Josef und Irene Hirschmann

Ein Sitzpflug zur Weinbergs-Boden-
bearbeitung per Seilzug im Steilhang 30

Buchhinweise 31

Walter Hell

Persönlichkeiten aus Oestrich-Winkel. 2017 (ML)

Hartmut Heinemann

Barocke Kartenkunst am Mittelrhein
Der Rheingauer Landmesser Andreas
Trauttner (1702–1782) und sein Werk. 2017 (ML)

Anschriften der Autoren

Walter K. Hell

Bartholomästraße 6, 65375 Oestrich-Winkel

Josef und Irene Hirschmann

Taunusstraße 24, 65345 Eltville-Rauenthal

Christa Kaddar

Mühlbergweg 5, 65344 Eltville-Martinthal

Dr. Eberhard Kümmerle

Hauptstraße 67, 5344 Eltville-Martinthal

Dr. Kai Mückenberger M.A. – hessenArchäologie

Schloss Biebrich / Ostflügel, 65203 Wiesbaden

Alexander Wißmann M.A.

Rathausstraße 23, 65321 Heidenrod

Helga Simon – Heimatforscherin, Stadtarchivarin, Autorin, Gästeführerin

Helga Simon, die am 15. Dezember 2017 ihren 80. Geburtstag feierte, hat sich große Verdienste mit ihren Recherchen, Vorträgen und Veröffentlichungen zur Rheingauer Heimatgeschichte und Eltviller Stadtgeschichte erworben. Seit 2004 ist sie stellvertretende Vorsitzende der Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung, wo sie ihr beachtliches Wissen auch in Aufsätzen und Vorträgen weitergibt. Schon als Schulkind hat sie sich gern mit Geschichte befasst. Sie wollte Bibliothekarin werden, doch in der Nachkriegszeit konnte sie diesen Wunsch nicht verwirklichen. Sie wurde Buchhalterin. Erst als ihre beiden Söhne erwachsen waren, entdeckte sie als Gästeführerin ihr altes Hobby wieder. „Beruflich war die Sache mit den Eltviller Gästeführern ein großes Glück für mich“, beurteilt sie die Entwicklung im Rückblick. Seit 1987 ist sie offizielle Stadtführerin in Eltville und im Kloster Eberbach. Es war ihr ein Anliegen, auch eine Ausbildung zur Stadtführerin in Geisenheim zu machen, weil ihr Großvater von dort stammte. Diese Ausbildung wurde von Dr. Manfred Laufs geleitet, der sie später auch für die Mitarbeit bei den Rheingauer Heimatforschern gewonnen hat.



Helga Simon Foto: C. Kaddar

Seit 1986 hat sie sich mit Leidenschaft und Akribie in die Eltviller Stadtgeschichte eingearbeitet und schon als Stadtarchivarin gearbeitet, bevor sie 1996 zur „ehrenamtlichen Heimatarchivarin der Stadt Eltville“ berufen wurde. Seit dieser Zeit beschäftigt sie sich auch als Heimatforscherin und Autorin mit Eltville und der Region. Sie hat Beiträge in zahlreichen Publikationen veröffentlicht und umfangreiche Chroniken und Festschriften verfasst, beispielsweise die Chronik der Turngemeinde Eltville und die Geschichte der Baugenossenschaft Eltville. Sie schreibt seit vielen Jahren Beiträge für das RHEINGAU FORUM, das Jahrbuch des Rheingau-Taunus-Kreises, für den Wiesbadener Kurier und für das Magazin „Eltville aktiv“. Für ihre Vorträge, vor allem in der Reihe „Eltville in alten und neuen Ansichten“, durchforstet sie immer wieder die alten Zeitungen und macht sich Notizen. „Ich werde immer wieder aufgefordert, das, was ich inzwischen über Eltville weiß, doch aufzuschreiben, damit es nicht verlorengeht“, erzählt sie. Einen Teil davon hat sie überarbeitet und in ihrem Buch, „Eltville – Eine Stadt am Rhein und ihre Geschichte(n)“, veröffentlicht, das 2011 erschienen ist.

Schon länger arbeitet sie an ihrem Buch über die Eltviller Villen, das in Kürze erscheinen wird. Die Villen und die Geschichten ihrer Bewohner gehören zu ihren liebsten Themen. Als Autorin und als Gästeführerin hat sie noch ein anderes Lieblingsthema: das Weltgerichtsbild in der Eltviller Pfarrkirche St. Peter und Paul. Zur Deutung dieser mittelalterlichen Malerei, die erst 1961 wieder freigelegt wurde, hat Helga Simon Pionierarbeit geleistet und kann als Expertin dafür angesehen werden.

„Es ist einfach spannend, sich mit der Heimatgeschichte zu befassen, und auch das Schreiben macht mir Freude“, betont sie. „Ich bin vermutlich erblich belastet.“ Ihr Großvater Jacob Edel, der 1843 in Geisenheim geboren ist, gab die erste Geisenheimer Zeitung heraus. Es war ein Vorläufer des Geisenheimer Lindenblatts.

Zur Heimatgeschichte und -kultur gehört für Helga Simon auch die Pflege der Mundart. Sie ist „Chefredakteurin“ für das „Rheingauer Gebabbel“, das der Rheingauer Mundartverein herausgibt, und in ihrem 2016 erschienenen Buch „Nix wie Dumme Sprich“ lässt sie nicht nur die alten Sprüche wieder aufleben, sondern gibt auch einen kleinen Einblick in den Lebensalltag des 20. Jahrhunderts. *Christa Kaddar*

Neue archäologische Untersuchungen im Rheingau-Taunus 2016/17

Die Entdeckung archäologischer Bodendenkmäler ist im Zuge von Baumaßnahmen an der Tagesordnung und stellt längst keine Seltenheit mehr dar. Neben klassischen Feldbegehungen und Ausgrabungen gewinnen immer mehr zerstörungsfreie Untersuchungsmethoden an Bedeutung, wenn es um die Lokalisierung und den Schutz von archäologischen Fundstellen geht. So hat sich in jüngster Zeit vor allem die Auswertung flächendeckender Laserscan-Daten zu einem unverzichtbaren Instrument der hessischen Bodendenkmalpflege entwickelt. Bedingt durch den zunehmenden Flächenverbrauch, können etliche Bodendenkmäler leider nicht vor der endgültigen Zerstörung bewahrt werden. Dies führt letztlich zu Ausgrabungen von teilweise erheblichem Umfang, die vor dem Hin-

tergrund des neuen Hessischen Denkmalschutzgesetzes durchgeführt werden.

Der folgende Beitrag ist eine Übersicht der wichtigsten Grabungsmaßnahmen, die in der Saison 2016/17 im Rheingau-Taunus-Kreis stattfanden. Angefangen bei steinzeitlichen Siedlungsbefunden in **Oestrich-Winkel** über eisenzeitliche Grabhügel bei **Bad Schwalbach**, wird ein Blick auf Untersuchungen am Limes bei **Heidenrod** geworfen, um schließlich die Ergebnisse der Ausgrabung des völkerwanderungszeitlichen Gräberfeldes in **Geisenheim** in den Mittelpunkt zu stellen.

Steinzeitsiedlung bei Oestrich-Winkel

Zwischen den Ortschaften Hattenheim und Oestrich liegt Schloss Reichhartshausen mit

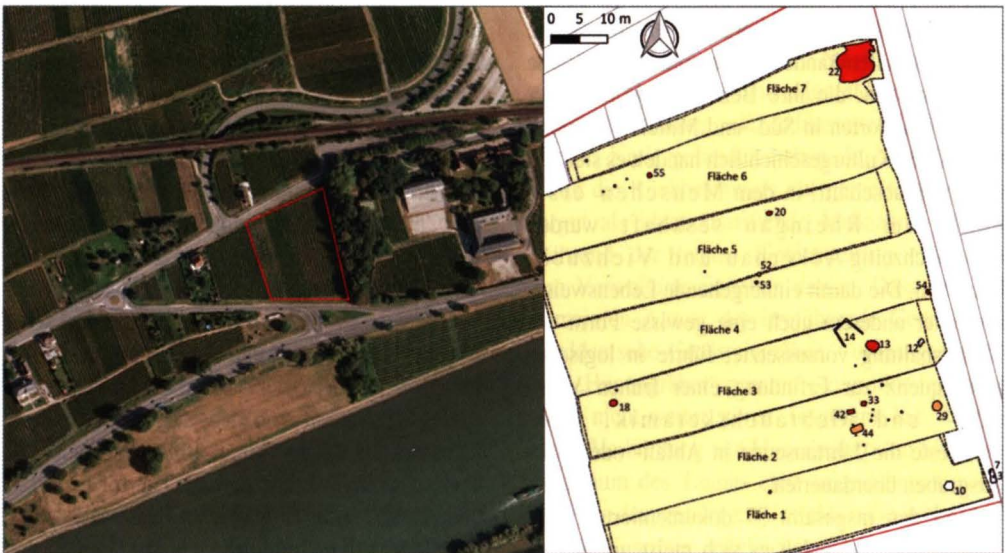


Abb. 1: Grabungsfläche Oestrich-Winkel 2016. Rechts: Flächenplan mit Grabungsbefunden

der dort heute angesiedelten European Business School (EBS). Anfang des Jahres 2016 standen hier umfangreiche Planungen für den Bau eines Studierendenwohnheims an, die eine archäologische Voruntersuchung in dem zuvor als Weinanbaufläche genutzten Plangebiet notwendig werden ließen. Tatsächlich traten hierbei Überreste vorgeschichtlicher Besiedlung zu Tage, die eine archäologische Fachbegleitung der weiteren Bodeneingriffe zur Folge hatte. Immerhin waren Erdarbeiten auf einer Fläche von rund 5000 m² vorgesehen, was für den Rheingau bereits einen erheblichen Flächenverbrauch darstellt. Aufgrund dieser Gesamtsituation wurde gemeinsam mit Planern und Investoren eine bauvorgeifende Untersuchung des Baugebiets vereinbart, um so den reibungslosen Ablauf der anschließenden Baumaßnahmen gewährleisten zu können.

Während der Baubegleitung wurden zahlreiche archäologische Funde und Befunde dokumentiert, die ausschließlich der frühen Jungsteinzeit zuzuordnen sind. Grundlage für die Datierung ist dabei das geborgene Fundmaterial, das sich neben verschiedenen Feuersteingerätschaften vor allem aus zeitspezifischer Keramik zusammensetzt. Die rund 2500 Keramikfragmente, die in diesem Zuge geborgen wurden, erlauben eine absolutchronologische Eingrenzung auf den Zeitraum um 4600 v. Chr., womit sie den Stufen „Großgartach“ und „Rössen“ zugeordnet werden können. In beiden Fällen handelt es sich um steinzeitliche Kulturgruppen, die ihre Bezeichnung namengebenden Fundorten in Süd- und Mitteldeutschland verdanken. Kulturgeschichtlich handelt es sich um einen Zeitabschnitt, in dem Menschen erstmalig im Rheingau sesshaft wurden und gleichzeitig Ackerbau und Viehzucht betrieben. Die damit einhergehende Lebensweise, die unter anderem auch eine gewisse Form der Vorratshaltung voraussetzte, führte in logischer Konsequenz zur Erfindung einer frühen Vorrats- und Gebrauchskeramik, deren Überreste die Jahrtausende in Abfall- oder Vorratsgruben überdauerten.

Bei den insgesamt 37 dokumentierten Grabungsbefunden handelt es sich meist um Pfostenstellungen oder einfache Gruben,

die entweder zur Materialentnahme oder Bevorratung sowie der Abfallentsorgung dienten. Leider können mithilfe der nachgewiesenen Pfosten Spuren nicht immer ganze Hausgrundrisse rekonstruiert werden, da sich verschiedene Bauphasen überschneiden und manches Pfostenloch einfach nicht erhalten ist. Insofern bietet der Nachweis eines U-förmigen Wandgräbchens im Ostteil der Fläche einen wesentlich deutlicheren Hinweis für die Lage eines steinzeitlichen Hauses: Der Graben war im Nordwesten geschlossen und hatte dort eine Länge von 3,10 m. Die leicht auseinanderstrebenden „Schenkel“ wiesen maximale Längen von 3,60 m bzw. 4,20 m auf. Die Breite des Gräbchens lag zwischen 30–40 cm. Wandgräben dieser Art dienen einerseits zur Materialentnahme für die Konstruktion von Flechtwerkwänden, jedoch vor allem wohl zur Ableitung von Regenwasser von den Häusern selbst. Die Form der Struktur passt gut zu bekannten Hausgrundrissen vergleichbarer Zeitstellung, jedoch ist die Dimension für mittelpreolithische Verhältnisse eher klein. Entsprechende Häuser konnten immerhin Längen von über 60 m erreichen. Insgesamt scheint der Befund für eine eher leichte, „hüttenartige“ Bauweise ohne schwere Dachlast zu sprechen.

Spektakulärer erscheint dagegen Befund 44, bei dem es sich um die Hockerbestattung eines etwa 30 Jahre alten Mannes handelt. Die Ost-West gerichtete Grube maß etwa 2,20 x 1,30 m und erreichte noch 80 cm Tiefe ab Grabungsoberkante. Der Bestattete hatte eine Körpergröße von 1,70 m und war damit nicht wesentlich kleiner als durchschnittliche Menschen der heutigen Zeit. Das Skelett lag als linksseitiger Hocker mit vor dem Gesicht verschränkten Armen in der Grube, so dass sich für den Betrachter der Eindruck eines Schlafenden ergibt. Der Kopf war im Osten gelagert und blickte gen Süden. Das rechte Schienbein wies einen nicht verheilten, schräg verlaufenden Bruch auf, wobei bislang nicht geklärt werden konnte, ob dieser auch als Todesursache in Frage kommt. Hierfür bedarf es eingehender anthropologischer Untersuchungen. Als Grabbeigabe fand sich das Schulterblatt eines Rindes. Obwohl vergleichbare Befunde



Abb. 2: Steinzeitliche Hockerbestattung. Im Kniebereich lag das Schulterblatt eines Rindes. Fundauswahl steinzeitlicher Keramik und Steinartefakte

durchaus bekannt sind, bleibt ihre Bedeutung bislang im Dunkeln. Als naheliegende Erklärung erscheint die Beigabe von Speisen im Sinne einer Versorgung für das Jenseits. Unter Umständen gelangte jedoch lediglich der Knochen in das Grab, wo er als Sinnbild für etwas völlig anderes fungiert haben könnte. Wofür genau, muss derzeit jedoch Spekulation bleiben. Vor diesem Hintergrund kann erwähnt werden, dass die Untersuchungen noch weitere Knochen von Menschen zu Tage förderten, darunter auch die Knochen von Kindern. Allerdings fand sich keiner dieser Knochen im Verband, so dass auf weitere Gräber zu schließen gewesen wäre. Man muss davon ausgehen, dass nicht allen Gesellschaftsmitgliedern während der frühen Jungsteinzeit die Form einer Erdbestattung zuteilwurde. Was die maßgeblichen Kriterien hierfür waren, muss weiteren Forschungen überlassen bleiben.

Eisenzeitlicher Grabhügel bei Bad Schwalbach

Nur selten sind archäologische Bodendenkmäler so gut erhalten, dass sie weithin sichtbar sind

oder gar landschaftsprägenden Charakter besitzen. In weiten Teilen der hessischen Mittelgebirgsregionen sind es vor allem eisenzeitliche Grabhügel, die eine solch überregionale Wahrnehmbarkeit aufweisen. In manchen Gegenden des Taunus sind sie beispielsweise so zahlreich vertreten, dass sie sogar Einfluss auf die Namensgebung einzelner Gemeinden wie „Hünfelden“ Landkreis Limburg-Weilburg oder „Hünstetten“ Rheingau-Taunus-Kreis gefunden haben. In beiden Fällen sollte die Rückbesinnung auf gemeinsames Kulturgut als identitätsstiftende Maßnahme für die während der letzten Gebietsreform entstandenen Verwaltungseinheiten dienen. Dass dem gut gemeinten Ansatz der irreführende Gedanke an norddeutsche Großsteingräber – umgangssprachlich „Hünengräber“ genannt – zugrunde lag, muss dabei nicht weiter stören. Insgesamt legt die flächige Verbreitung von Hügelgräbern im Mittelgebirgsraum des Taunus eine ausgedehnte Besiedlung des dazugehörigen Umfelds nahe, wobei sich unsere Kenntnis zeitgleicher Siedlungen bislang jedoch vergleichsweise bescheiden ausnimmt. Die



Abb. 3: Oberflächenrelief der Flur „Ober der Hardt“ bei Bad Schwalbach. Östlich der heutigen Bäderstraße zeichnete sich der eisenzeitliche Grabhügel deutlich ab (Pfeil).

Gründe hierfür sind vielfältiger Natur und können an dieser Stelle nicht im Einzelnen erörtert werden. Es mag der Hinweis genügen, dass allein die Zahl der archäologisch betreuten Baumaßnahmen im Taunus deutlich geringer ist als in dichter besiedelten Regionen wie der Rhein-Main-Tiefebene oder der Wetterau. Dass gerade jedoch die archäologische Begleitung von Baumaßnahmen immer wieder zu Neuentdeckungen führen kann, zeigt das folgende Beispiel aus Bad Schwalbach:



Abb. 4: Der Grabhügel während der Ausgrabung. Im Inneren befand sich eine kompakte Verfüllung aus hellen Quarzitbrocken.

Bedingt durch die Ausweisung eines neuen Gewerbegebiets nordwestlich des Ortskerns waren Anfang 2017 denkmalpflegerische Voruntersuchungen nötig geworden. Bei der Analyse des digitalen Geländemodells, konnte neben den deutlich erkennbaren Überresten eines Hohlwegbündels, das zum Wegesystem der westlich verlaufenden Bäderstraße gehört, eine rundliche Anomalie von etwa 25 m Durchmesser und 1,2 m Höhe ausgemacht werden. Der Verdacht, einen bislang unbekanntem Grabhügel entdeckt zu haben, lag damit nahe, wengleich seine solitäre Lage ungewöhnlich erschien.

Im Zuge der Ausgrabung, die zunächst mit einem schmalen Testschnitt eingeleitet wurde, stießen die Ausgräber unter dem Hügel auf eine annähernd viereckige Grabkammer von rund 2,2 x 2,2 m Ausdehnung, die rund 40 cm tief in den anstehenden Felsuntergrund eingetieft worden war. In ihrem Inneren fanden sich faustgroße Quarzitbrocken, die die Kammer ausfüllten und aufeinandergeschichtet um rund 80 cm überragten. Unterhalb dieser Steinpackung fanden sich die Überreste einer vorgeschichtlichen Brandbestattung, die in einem bronzenen Kessel niedergelegt und mit einem keramischen Beigefäß versehen war. Fragmente von kalzinierten Knochen sowie Holzkohlepartikel weisen den Bronzekessel dabei als Graburne aus. Der feststellbare maximale Durchmesser des Kessels lag bei ca. 48 cm. Das genaue Maß wird erst nach Ende der Restaurierungsarbeiten zu ermitteln sein, da die auflastenden Steinmassen zu einer deutlichen Deformation des Gefäßkörpers beigetragen haben. Die beiden Gefäße wurden samt Inhalt und Anhaftungen im Block geborgen

und in die Restaurierungswerkstatt der hessenARCHÄOLOGIE zur weiteren Freilegung gebracht. Im Zuge der unterdessen vorangegangenen Arbeiten ließ sich feststellen, dass sowohl im Kesselinneren als auch unter dem Kessel selbst mehrlagige und gut erhaltene Textilfragmente die Zeit überdauert haben. Grund dafür ist die toxische Wirkung der Bronzeapatina, die die anhaftenden Textilien davor bewahrte, durch Mikroben zersetzt zu werden. Auf diese Weise lässt sich rekonstruieren, dass offenbar der gesamte Bronzekessel zunächst mit Textil ausgelegt wurde, um anschließend mit den Verbrennungsresten des Verstorbenen befüllt zu werden. Unter Umständen handelte es sich bei den Textilien um die Kleidungsstücke der bestatteten Person. Wie eine erste Analyse der Fasern gezeigt hat, bestand der verwendete Stoff offenbar aus tierischen Wollfasern, der aufgrund seiner Herstellung ein karoartiges Muster besaß. Die Freilegung und Rekonstruktion des Bronzekessels dauert noch an.

Als vorläufiges Ergebnis lässt sich festhalten, dass etwa um die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. eine verstorbene Person auf dem Höhenzug oberhalb von Bad Schwalbach bestattet wurde, deren gesellschaftliche Stellung einen weithin sichtbaren Begräbnisplatz erforderte. Der aufwendige Grabaufbau sowie die Tatsache, dass keine weiteren Grabhügel im direkten Umfeld angetroffen wurden, mögen die herausgehobene Position des Verstorbenen unterstreichen. Die zahlreich erhaltenen Textilfragmente liefern einen umfangreichen und für die Region bislang einzigartigen Einblick in die Bekleidungsitten der vorrömischen Eisenzeit. Der als Urne verwendete Bronzekessel sowie das flaschenartige Beigefäß rücken die Bestattung in die Nähe der eisenzeitlichen „Hunsrück-Eifelkultur“, die den hiesigen Mittel-



Abb. 5: Die Grabkammer mit dem Bronzekessel und dem Beigefäß vor der Bergung. Unten links: Der zum Teil restaurierte Bronzekessel mit anhaftenden Textilresten. Rechts: Das rekonstruierte Beigefäß.

gebirgsraum von der ausgehenden Eisenzeit bis zur Ankunft der Römer besiedelte.

Römische Gebäudereste im Limeshinterland

Die Grenzanlagen des Obergermanisch-Rätischen Limes können seit der ersten flächendeckenden Gesamtaufnahme durch die Reichslimeskommission gegen Ende des 19. Jhs. hinsichtlich ihrer Lage und Ausdehnung als weitgehend bekannt und in Teilen auch als gut erforscht gelten. Zwar existieren nach wie vor zahlreiche offene Detailfragen zu Struktur und Charakter einzelner Bauwerke oder Streckenabschnitte, jedoch bietet das Grenzsystem, bestehend aus Kastellen, Türmen und der eigentlichen Grenzlinie, die in ihrer letzten Ausbauphase aus Wall und Graben bestand, kein übermäßiges Potential für die Entdeckung bislang gänzlich unbekannter Strukturen aus der Zeit ihrer Nutzung. Neuentdeckungen römischer Baustrukturen stammen in der Tendenz

eher aus dem Limeshinterland als aus dem unmittelbaren Grenzumfeld. In Hessen stehen hierbei naturgemäß die fruchtbaren Siedlungsgebiete der Rhein-Main-Region und der nördlich anschließenden Wetterau im Vordergrund, da diese auch in römischer Zeit beste Voraussetzungen für eine ertragreiche Landwirtschaft boten. Die zahlreichen Nachweise römischer Gutshöfe in beiden Gebieten unterstreichen diese Tatsache. In abgelegenen Regionen wie dem Taunus hingegen beschränken sich die Hinweise für die Anwesenheit der Römer meist wieder auf den Bereich des Limes. Über die dortige Nutzung des Hinterlandes wissen wir bislang nur wenig, weshalb das folgende Beispiel eine seltene Ausnahme darstellt.

Heidenrod ist flächenmäßig die größte Gemeinde im westlichen Hintertaunus. Ihre Außengrenze ist in weiten Teilen identisch mit der hessisch-rheinland-pfälzischen Landesgrenze. Die Hauptverkehrsrouten bilden auch hier die Bäderstraße, die, einem alten Verkehrsweg folgend, das Gemeindegebiet von Nordwest nach Südost durchschneidet. Parallel zu dieser Verkehrsachse verläuft auch der Limes, der hier von seiner den Höhenzügen des Taunus folgenden West-Ost-Ausrichtung abweicht. Der rund 10 km lange Abschnitt zwischen den beiden Kastellen in Kemel und Holzhausen gehört auf den ersten Blick zu den vermeintlich unspektakulären Bereichen des Limes. Insgesamt 16 Turmstellen und ein Kleinkastell sicherten hier den ehemaligen Grenzverlauf, wobei rund 6 km des Streckenabschnitts niemals mit Wall und Graben ausgebaut wurden, sondern lediglich die im 2. Jh. n. Chr. errichtete Palisade erhielt, wodurch sich der Eindruck von allgemeiner Abgeschiedenheit verstärkt. In dieser Region nach römischen Anlagen abseits der Grenze zu suchen, liegt damit nicht von vornherein auf der Hand.

Bei aufmerksamer Durchsicht der Streckenbeschreibungen der Reichslimeskommission fanden sich jedoch Hinweise auf vermeintliche Gebäudestrukturen im Limeshinterland bei Grebnroth, einem Ortsteil der Gemeinde Heidenrod, die es zu überprüfen galt. Ein Abgleich mit dem aus Laserscan-Daten gewonnenen Geländere Relief bestätigte schließlich den gehegten Verdacht, da sich deutliche Anomalien im Messbild erkennen ließen.

Anfang Juni 2017 wurde deshalb eine einwöchige Geländeuntersuchung durch die hessenARCHÄOLOGIE und den Heimatverein Heidenrod e. V. durchgeführt, die das Ziel hatte, vorhandene Denkmalsubstanz zu entdecken, zu dokumentieren und nach Möglichkeit durch aussagekräftiges Fundmaterial datieren zu können.

Im Zentrum der Untersuchung stand dabei ein Areal rund 1,5 km westlich des Limes unweit des Kastells Holzhausen. Das mit dichtem Jungwald bestandene Gelände liegt an einem Westhang unterhalb der heutigen Bäderstraße. Unmittelbar angrenzend an einen heute vermoorten Quellbereich zeichnet sich dort eine annähernd rechteckige Grabenstruktur von 15 x 18 m Größe und 30–40 cm Tiefe im Waldboden ab. Vermutlich handelt es sich um den Fundamentbereich eines ehemaligen Gebäudes, dessen Fundamente dem neuzeitlichen Chausseebau zum Opfer gefallen sein dürften. Bis heute bedecken zahlreiche, meist handtellergroße Fragmente von Taunusquarzit die Oberfläche des Areals, das eine leicht abfallende Terrasse ausbildet und gegenüber der Quellniederung einen permanent trockenen Untergrund bietet. Bedingt durch den Bewuchs ließen sich vorab keinerlei geophysikalische Messungen durchführen, die einen Ansatz für gezielte Testschnitte ergeben hätten. Der Baumbestand ließ aber im mittleren Abschnitt der Anlage einen 1,7 m breiten Testschnitt zu, der den Innenbereich in Ost-West-Richtung auf ganzer Breite abdeckt.

Um keinerlei Fundmaterial zu übersehen, wurde der Schnitt ohne Einsatz von Maschinen abgetieft. Die Grabungsmannschaft aus Mitgliedern des Heimatvereins und Archäologiebegeisterten aus der Gemeinde bewies unter der Leitung der Archäologen erstaunliches Geschick und Sorgfalt bei der Umsetzung der sehr mühevollen Vorgehensweise. Die Anstrengungen waren jedoch erfolgreich. So konnten bereits während des Oberbodenabtrags zahlreiche Keramikscherben geborgen werden, die unzweifelhaft der römischen Periode zuzuweisen sind – darunter das Fragment einer Reibschale und mehrere Wandungscherben von Amphoren, die nach erster Einschätzung in das 2.–3. Jh. n. Chr. datieren. Ergänzend traten zahlreiche geschmiedete



Abb. 6: Links oben: Der Grundriss des Gebäudes im Oberflächenrelief. Rechts oben: Die Mitglieder des Heimatvereins während der Ausgrabung. Unten links: Das Fragment einer römischen Reibschale. Unten rechts: Ein römischer Denar, geprägt während der Regierungszeit von Kaiser Alexander Septimius Severus (193–211 n. Chr.).

Nägel sowie die Überreste von gelochten Ölschieferplatten auf, die als ortsfremd eingestuft werden können und für die Eindeckung eines ehemaligen Gebäudes sprechen.

Besonders erwähnenswert ist auch der Fund eines 30 x 15 cm großen Sandsteinfragments, das seiner Form nach an das Kapitell einer Säule erinnert. Das Objekt stammt aus dem Oberflächenbereich des Grabens, wo es offenbar aufgrund seiner abweichenden Materialbeschaffenheit zurückgelassen wurde. Seine genaue Funktion ist trotz der klar erkennbaren Formgebung bislang ungeklärt. Die deutliche Glättung der Innenseite könnte auch für einen Ankerstein sprechen, der die ehemalige Existenz eines Torflügels nahelegen würde.

Parallel durchgeführte Oberflächenprospektionen erbrachten schließlich weitere Eisenfunde, die auf Metallverarbeitung hindeuten – darunter das Fragment einer Schmiedezange sowie ein Steckamboss, der nur wenige Meter außerhalb der Anlage zu Tage kam.

Der Großteil des untersuchten Schnittes weist eine relativ einheitliche Schichtenabfolge auf, bei der nach wenigen Zentimetern humosen Waldbodens eine relativ kompakte Lage sandig-schluffigen Lößbodens folgt. Dieser erweckt den Anschein eines natürlich gewachsenen Bodens, obwohl sich in dem gut 40 cm dicken Schichtpaket immer wieder Siedlungsanzeiger in Form kleinerer Holzkohlepartikel und Schieferfragmente nachweisen lassen, die gegen diese Annahme sprechen. Tatsächlich konnten am Ostrand der Sondage zwei tiefer gelegene Grubenkomplexe angeschnitten werden, von denen einer unzweifelhaft als Pfostenloch zu identifizieren ist. Der darüber liegende Boden muss demnach von Menschenhand aufgebracht worden sein und stellt nach derzeitigen Erkenntnissen den ehemaligen Laufhorizont dar.

Unterdessen konnte auch das Umfeld der Fundstelle eingehender untersucht werden. So zeigt das Oberflächenrelief des LIDAR-Scans bei erweiterter Betrachtung vergleichbare Grabenstrukturen in rund 120 m Entfernung hangauf-

wärts. Bei anschließenden Geländebegehungen waren auch diese im Gelände deutlich zu erkennen. Gezielte Metalldetektorprospektionen brachten ebenfalls Kleinfunde zum Vorschein, unter denen ein Denar des Kaisers Septimius Severus (193–211 n. Chr.) den bislang besten Beweis für eine Nutzung in römischer Zeit darstellt.

Auch wenn die Untersuchungen in Heidenrod noch ganz am Anfang stehen, können die bisherigen Ergebnisse in Hinsicht auf die Seltenheit vergleichbarer Befunde als herausragend gelten. So konnte im Rahmen einer einwöchigen Grabungsaktion, die allein durch den Einsatz und das Engagement von ehrenamtlich Tätigen realisiert werden konnte, der eindeutige Nachweis erbracht werden, dass im Hinterland des Taunuslimes Überreste von römischen Gebäuden existieren, die bislang weitgehend unbekannt waren. Inwieweit diese in Verbindung mit den Grenzanlagen standen und welche Funktion sie genau erfüllten, muss weiteren Untersuchungen überlassen bleiben.

Merowingerzeitliche Gräber in Geisenheim

In Geisenheim begannen im Frühjahr 2016 die Arbeiten zum Neubau eines Mehrfamilienhauses zwischen Brentano- und Beinstraße. Das Grundstück, das auch als „Schmitt’scher Garten“ bekannt ist, liegt südlich eines bereits seit 1954 bekannten Merowinger Friedhofs mit bislang 38 Bestattungen, dessen Gesamtausdehnung noch nicht abschließend geklärt werden konnte. Den Bauarbeiten wurden daher in Absprache mit dem Investor umfassende Voruntersuchungen vorangestellt, um weitere mögliche Gräber erfassen und dokumentieren zu können. Die Arbeiten hierzu wurden im Jahr 2016 zwischen Ende Januar und Anfang August durchgeführt.

Nach Abtrag des Oberbodens wurden im gesamten Areal zunächst zahlreiche frühneuezeitliche Gruben, Mauern und Verstürze festgestellt. In einem tieferen Planum trat schließlich die erste merowingerzeitliche Körperbe-

stattung zu Tage, so dass sich der Anfangsverdacht einer wesentlich weiteren Ausdehnung des Friedhofs bestätigte.

Insgesamt konnten 53 neue Gräber des frühen Mittelalters erfasst werden. Bei allen Bestattungen handelte es sich um Körpergräber. Aufgrund der Beigaben können 25 davon als Frauen- und neun als Männerbestattungen angesprochen werden. Die Bestattungen in Geisenheim waren allesamt West-Ost ausgerichtet, mit einer leichten Abweichung nach ONO. Die Individuen waren in gestreckter Rückenlage im Grab positioniert. Der Kopf lag im Westen, die Füße lagen im Osten. Die Arme und Hände befanden sich meist seitlich am Körper. Seltener lagen die Hände auf den Hüftgelenken oder im Bereich des Beckens. Die Individuen waren in Erdgräbern unterschiedlicher Größe niedergelegt worden. Bei manchen Bestattungen hatten sich Holzreste erhalten. Die Grabgruben besaßen meist eine rechteckige Form mit abgerundeten Ecken, aber auch ovale Formgebung konnte beobachtet werden. Die Grabgrubenmaße variierten zwischen 3,20 m und 1,92 m Länge sowie einer Breite von 2,15 m bis 74 cm. Bei fast allen Bestattungen liegen Störungen durch andere Gräber, antiken Grabraub oder die darüber liegende frühneuezeitliche Bebauung vor.

Von den untersuchten Gräbern ist Grab Be-fund 131 besonders herauszustellen. Hierbei handelt es sich um die Bestattung eines Mannes an der Nordseite einer großen hölzernen Grabkammer, von der sich größere Mengen Holz erhalten hatten. Die Grabbeigaben lagen im Süden der Kammer. In Höhe des Kopfes lagen ein Schildbuckel und die dazugehörigen Niete, daneben befanden sich Tierknochen von Schwein und

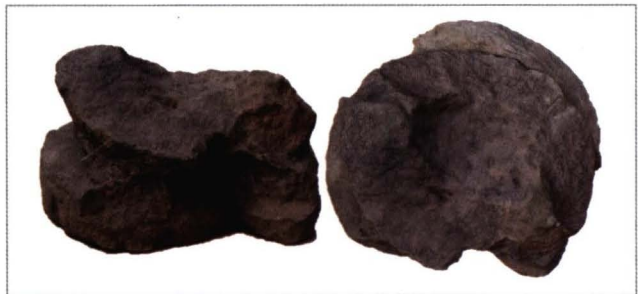


Abb. 7: Das Sandsteinfragment eines Torangelsteins (?)

Huhn, in der Südostecke lagen die Scherben eines Gefäßes. Die Bestattung selbst war im Bereich der Beine beraubt worden. Es fanden sich im Raubschacht kleine Bronzeniete, die vermutlich einer Waffengarnitur zugehörig waren. Die Bestattung des Leichnams im Norden einer großen Grabgrube konnte auf dem Gräberfeld von Geisenheim bei Männergräbern wie auch bei Frauengräbern gleichermaßen beobachtet werden.

Des Weiteren wurden vier Kinderbestattungen festgestellt, darunter zwei antik beraubte Gräber von Kindern unbestimmten Geschlechts sowie zwei Bestattungen mit Perlenketten. Im Osten des Gräberfeldes lagen drei der vier Kindergräber beieinander, nur eines lag im Westen zwischen den Bestattungen erwachsener Personen.

Außerdem wurden in Geisenheim zwei Gräber mit Steinsetzungen entdeckt, darunter ein Grab mit Steinumrandung in Form einer siebenlagigen Trockenmauer aus rötlichem Quarzitgestein (Bef. 87). Das Skelett wurde in gestreckter Rückenlage aufgefunden, die Arme und die weitgehend vergangenen Handknochen waren seitlich am Körper anliegend positioniert. Auf den Knien des Skelettes lag jeweils ein kleiner Stein. Die Bestattung war beigabenlos und überlagerte die Kinderbestattung mit Perlenkette (Befund 112).

Auf Grab Befund 88 lagen 0,50 m große Steine, die nachweislich nicht zur frühneuzeitlichen Bebauung gehörten. In Geisenheim konnte ein Doppelgrab nachgewiesen werden. Es handelt sich dabei um eine 2,25 x 1,20 m große Grabgrube, in der zwei Individuen mit jeweils



Abb. 8: Merowingerzeitliche Gräber in Geisenheim. Links: Eine der entdeckten Grabgruben mit Beigaben. Deutlich erkennt man die Störung durch die neuzeitliche Bebauung. Rechts: Eine Frauenbestattung mit zahlreichen Beigaben. Im Halsbereich eine Almandin-Scheibefibel.



Abb. 9: Der erweiterte Gräberfeldplan des Geisenheimer Gräberfeldes. Grün: Älter geborgene Gräber; blau: Die Grabbefunde 2016. Rechts: Ein Eindruck von der Grabungssituation kurz vor der Bergung

einer Perlenkette bestattet worden waren. Bei dem im Süden niedergelegten, kleineren Skelett konnte im Bereich des Oberkörpers, wo die Knochen zerwühlt worden waren, ein Raubschacht lokalisiert werden. Ein großer Teil der Beigaben wurde im Block geborgen, weshalb bei diesen bisher noch keine genaueren Datierungen vorgenommen werden konnten. Vor Ort konnten jedoch einige Beobachtungen gemacht werden, die als Indizien bei der zeitlichen Einordnung der Gräber fungieren können:

Zum einen die völlige Abwesenheit von Bügelfibeln auf dem Gräberfeldareal im „Schmitt’schen Garten“, zum anderen das Auffinden jeweils einer Scheibenfibel in zweien der Frauengräber, wobei ein Exemplar Almandin-Einlagen aufwies. Diese Ein-Fibel-Tracht sowie die Beigabe großer Creol-Ohrringe in den Frauengräbern sprechen für eine Einordnung des Fundmaterials in die jüngere Merowingerzeit. Einen weiteren Datierungsansatz bietet das Männergrab

Befund 180. Es enthielt neben mehreren langen Riemenzungen einer vermutlich vierteiligen Saxgarnitur einen Langsax. Ein solches „Hieb-messer“ erscheint ebenfalls erst in jüngeren Gräbern der Merowingerzeit.

Die Untersuchungen im „Schmitt’schen Garten“ 2016 in Geisenheim erbrachten, neben frühneuezeitliche Gebäudestrukturen aus dem 17. Jahrhundert, weitere 53 Grabgruben des seit 1954 bekannten frühmittelalterlichen Gräberfeldes. Trotz der massiven Störung durch Grabraub und die überlagernde frühneuezeitliche Bebauung haben einige Bestattungen erfreulicherweise die Nutzung des Geländes im Laufe der Jahrhunderte weitgehend unbeschadet überstanden. Die Ausgrabungen geben Aufschluss über die Besiedlung des Areals im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit sowie zu Aufbau und Größe des merowingerzeitlichen Gräberfeldes.

Abbildungsnachweis

Alle Aufnahmen vom Verfasser

Die Steine der heiligen Hildegard

In ihrer *Physica*, im 4. Buch *Von den Steinen*, behandelt Hildegard von Bingen 26 Edel- und Schmucksteine, vorrangig hinsichtlich deren heilkundlicher Verwendbarkeit und Wirkung. In einer Art Anhang werden fünf Bau- und Werksteine genannt, obwohl sie zur Therapie überhaupt nicht brauchbar seien.

Leider ist bis zum heutigen Tag von dieser *Physica* (bis 1533 *Liber simplicis medicinae*) keine Urschrift gefunden worden. Nur Abschriften und Abschriften von Abschriften. Schließlich waren es noch mehr als drei Jahrhunderte bis Gutenberg! Der Originalschrift kommt nach derzeitiger Erkenntnis die Florentiner Handschrift am nächsten. Sie wurde 1983 von einem Benediktiner entdeckt und entstand gut 120 Jahre nach Hildegard in der Benediktinerabtei St. Matthias zu Trier.

Das naturkundliche Wissen der heiligen Hildegard beruht auf Visionen, auf antik-klassischen und mittelalterlichen Schriften, auf naiver Volksheilkunde und traditioneller Klostermedizin. Besonders beachtlich und geradezu unübersehbar sind aber ihre eigenen Beobachtungen in ihrem Umfeld, dem Saar-Nahe-Rheingebiet. Diese sind heute noch gültig und stehen mitunter im Gegensatz zu oft kuriosen in ihrer Zeit verbreiteten Vorstellungen.

Hildegard schreibt von Bausteinen, die damals gebräuchlicher Baustoff und in ihrem Umfeld unübersehbar gewesen seien, zumal Hildegard schon die Bauarbeiten bei Kloster Disibodenberg verfolgte und sie sich später oft genug auf ihren eigenen Klosterbaustellen bewegte. So bleibt die Frage, was uns an Bausubstanz aus jener Zeit erhalten geblieben ist:



Abb. 1: Die Brömserburg Rudesheim aus Taunusquarzit („Wacken“). Die einst verbauten Werksteine aus Sandstein sind herausgebrochen.

Von der 1632 zerstörten Klosteranlage Rupertsberg gibt es noch fünf z. T. rekonstruierte Arkadenbögen von der Süd-Langhauswand der Abteikirche. Sandsteinblöcke, Bögen und Zierstücke der Kloster ruine wurden im 19. Jh. zerstampft und als Straßenunderbau genutzt. Vom alten Kloster Eibingen ist über der Erdoberfläche nichts erhalten, beim Neubau 1737 wurden aber wohl Grundmauern wiederverwendet. In Bingen stammt die romanische Krypta unter der St. Martinskirche aus der Hildegardzeit wie auch die (1954 erneuerte) Willigis-Brücke (Drususbrücke). In Rüdesheim stehen noch Reste der drei Burgen Brömserburg/Niederburg, Boosenburg/Oberburg und Marktburg/Vorderburg (Abb. 1). Auch stammt der romanische Teil des Turms der Jakobuskirche aus der Hildegardzeit. In Winkel blieben die Urform des Grauen Hauses (bis 1542 „Greiffenstein“) und der romanische Kern des Kirchturms von St. Walburga erhalten. In Mittelheim steht aus jener Zeit die (z. T. umgebaute) Basilika St. Ägidius. In Oestrich stammt der romanische Teil des Turms der St. Martinskirche aus der Hildegardzeit. Wesentliche Bauteile des Klosters Eberbach, so die Abteikirche, entstanden damals, wie auch Teile der

Grangien.¹ In Niederwalluf ist aus diesem Zeitalter die Ruine der Turmburg erhalten (Abb. 2).

Marmor, wohl der weiße, klassische, kann in den Hildegardklöstern sehr wohl verwendet worden sein, so etwa in Räumen mit fließendem Wasser. Den „Luxus“ konnte man sich leisten, waren doch die Nonnen adeliger Herkunft. An Festtagen trugen sie glänzende Seidenschleier, golddurchwirkte Kronen auf offenem Haar und Ringe an den Fingern.² Zwei „Marmorsteine“ und ein Steinbuch besaß der gelehrte Bischof Siward von Uppsala. Er hielt sich um 1138 längere Zeit auf Disibodenberg auf. Sein Name wird zu Unrecht in der neueren Hildegardliteratur kaum erwähnt. Ist doch zu vermuten, dass dieser Steine liebende Mann als ein früher „Mineraloge“ der jungen Hildegard wertvolle Impulse für das Interesse an Steinen, besonders Edelsteinen, vermittelte.

Hildegards „**Griezstein**“ (mhd. *griez* = Sand) ist zweifellos Sandstein, aus verkitteten Sandkörnern bestehend. Er kam vorwiegend auf dem Wasserweg aus dem kurmainzischen Spessart um Miltenberg und ist in allen damaligen Gebäuden verbaut: Als Werksteine, Eckquader sowie Tür- und Fensterlaibungen. Im Kloster Disibodenberg



Abb. 2: Kalksteinquader der zweischaligen Mauern der Turmburg in Walluf (Vordergrund)

wurde dagegen gelblicher „Nahesandstein“ verwendet. Geologen sprechen dabei von der „Disibodenberg-Formation“, z.B. aus Steinbrüchen bei Odernheim am Glan. Daraus besteht auch das trogförmige Sandstein-Kunstwerk aus Kloster Disibodenberg mit Fabeltieren, das als eine Art Kapitell gedeutet wird und sich zuletzt als Keltertrog eines Weingutes in Odernheim befand.³ Auch die Pfeilerkämpfer der Klosterkirche Rupertsberg waren aus gelblichem Sandstein.⁴

„Calcestein“ kannte Hildegard wohl von der Mittelheimer Basilika oder aus der im Bau befindlichen Abteikirche Eberbach. Letztere suchte sie nach 1165 mehrmals auf⁵, erteilte den Zisterziensermönchen Ratschläge und übersah sicherlich nicht die mächtigen hier verwendeten Kalksteinquader. Vielleicht kannte sie auch die ottonische Turmburg von Niederwalluf. Deren zweischalige Mauern zeigen ebenfalls sorgsam verlegte Kalksteinquader (Abb. 2). Gerade in Kurmainzer Zeit kam der Kalkstein von der linken Rheinseite aus Budenheim, Weisenau oder Oppenheim. Unter Hildegards „Wacken“ (mhd. *wacke* = großer Stein) sind Feldsteine zu verstehen, wie sie um Rüdeshheim in der Feldflur herumliegen. Sie bestehen aus dem harten Taunusquarzit, wie er in den Burgen und im Grauen Haus verbaut ist. Schließlich stand auch Kloster Rupertsberg auf Quarzitfels.

Eine Besonderheit ist Hildegards „Duckstein“. Der Name wurde von manchen Autoren als unerklärbar bezeichnet.⁶ Zwar wurde der Stein meist richtig als vulkanischer Tuff gedeutet, doch soll er „dem Kalktuff wie auch dem Schiefermergel des Rupertsberger Umfeldes am nächsten“ kommen.⁷ Mit Kalktuff oder gar „Schiefermergel“ hat Duckstein freilich nichts zu tun. Fälschlich als „Tufstein“ oder „Duxstein“ bezeichnete man auch den kalkigen Sinter der Wiesbadener Schützenhofquelle.⁸ In der Eifel wurde vulkanischer Tuff schon immer korrekt als „Duckstein“ bezeichnet.⁹ Dieses Material, das schon von den Römern verbaut wurde, mag Hildegard als Bogenlaibungen der Rupertsberger Klosterkirche gekannt haben.¹⁰ Auch ist dieses Gestein im Gewölbe der Abteikirche Eberbach zur Anwendung gekommen.

Das Mineral **Alabaster**, ein feinkörniger durchscheinender Gips, Calciumsulfat, zählt Hil-

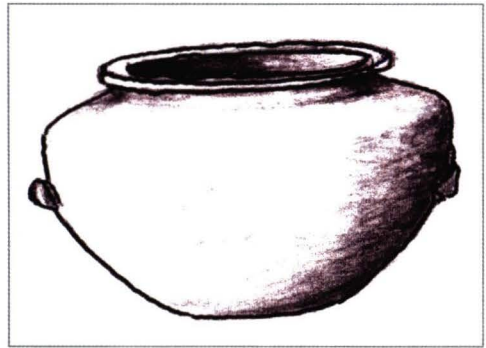


Abb. 3: Kanaa-Schale aus dem alten Kloster Eibingen. Vase ?, Trinkschale ?, Urne ?, Weihbecken ?

degard zu den Edelsteinen. Der namengebende ägyptische *alabastrites* war aber überhaupt kein Alabaster im heutigen Sinn, sondern ein besonderer Marmor, ein feinkörniger Kalkstein.¹¹ Echter Alabaster wurde im alten Ägypten sowohl zu Salben- und Parfümgefäßen als auch zu Skulpturen verarbeitet, bei den Etruskern zu Urnen. Aus Alabaster gefertigt wird die berühmte Kanaa-Vase beschrieben. Sie stammt aus Kloster Eibingen und wurde bei dessen Zerstörung gerettet (Abb. 3). Der Legende nach ist sie bei der Hochzeit zu Kanaa benutzt worden. Bei dem Weinwunder war das Wasser allerdings in sechs großen Tonkrügen in Wein verwandelt worden (Joh. 2, 1–11).¹² Goethe hat dieses Gefäß in Briefen als „Weihbecken“, „Trinkschale“ oder auch „Urne“ erwähnt. Sie bestehe aus „sogenanntem Alabaster, den man für Achat nehmen kann“. Achat ist aber kein Gips, sondern ein Silikat. An anderer Stelle nennt Goethe als Material der Urne auch „Kalksinter“. Das aber ist, wie schon genannt, ein Karbonat, ein Kalkstein. Die Vase gelangte über Goethe schließlich in das Goethe-Museum Weimar. Die Begriffsverwirrung reicht bis in neueste Zeit. So finden sich neben der richtigen Angabe „Alabaster“ noch immer irreführende Zusätze wie „Kalksinter“¹³. Besteht sie nun aus Alabaster, aus Kalksinter oder Achat? Zur Klärung wurde die Vase auf Anregung des Verfassers im Februar 2017 freundlicherweise von der Geologin Dr. B. Kreher-Hartmann untersucht. Das Ergebnis: „Onyx-Alabaster“, wobei der Zusatz „Onyx“ auf eine dem Schmuckstein Onyx ähnliche Maserung des Gipses hinweist.¹⁴

Zwar sollen nach der heiligen Hildegard die **Edelsteine** in den heißen Ländern des Ostens entstehen, in Gegenden, wo sehr große Sonnenglut herrscht. In der Tat kamen zu ihrer Zeit die Edelsteine vorwiegend aus Indien. Denn die heute klassischen Edelsteingebiete in Afrika und Südamerika waren kaum erforscht oder überhaupt noch nicht entdeckt. Auch sollten Edelsteine außerirdischer Herkunft sein, weil sie so gar nicht in die irdische Natur zu passen schienen. Ganze elf der Hildegard-Edelsteine bzw. Schmucksteine bestehen aber aus Silizium und Sauerstoff, den bei-

den häufigsten Elementen der Erdkruste, sind also absolut irdisch. Allerdings setzt die Entstehung mancher Edelsteine ganz außergewöhnliche, geradezu fantastische Umstände voraus. Dass beispielsweise ein Smaragd entsteht, der in der *Physica* erstgenannte Edelstein, müssen Stoffe ungewöhnlich zusammenwirken, die geologisch kaum jemals zusammentreffen. Zu Silizium und Sauerstoff müssen Chrom und das seltene Beryllium und Vanadium dazu stoßen.¹⁵

Diamant besteht zwar aus dem auf Erden sehr häufigen Kohlenstoff. Wäre er aber nicht vor Jahrmillionen durch Vulkane aus 200 km Tiefe hochgeschleudert worden, die Menschheit hätte ihn nie kennengelernt. Der Granat, Hildegards „Karfunkel“, entstand in Schiefergestein bei 600 °C in 60 km Tiefe. Nur durch Heraushebung von ganzen Gebirgen wurde er uns zugänglich. Die Herkunft des Bernsteins, der vom Meer von irgendwo her angespült wird, blieb Hildegard mysteriös.

Zwischen den Zeilen der *Physica* deutet sich freilich an, dass Hildegard manche Edel- und Schmucksteine aus ihrem Umfeld, dem Rheinahe-Raum, selbst kannte. Vom **Amethyst** soll es viele geben, er soll *massenhaft hervorsprudeln*. Seit dem Altertum werden an der Nahe amethystreiche „Drusen“ gefunden, die mineralische Auskleidung ehemaliger Gasblasen und Gangspalten in erstarrter Lava. Bei Verwitterung



Abb. 4: Achte und Onyx aus den Kiesablagerungen der Ur-Nahe

des Vulkangesteins bleiben die unverwitterbaren, äußerlich unscheinbaren Amethystdrusen auf den Feldern liegen. Amethyst ist die violette Varietät von Quarz. Er ist Stein der Papst- und Kardinalsringe. Das Bischofskreuz des Mainzer Bischofs Kohlgraf mit einem Amethyst wurde in der Goldschmiedewerkstatt der Eibinger Abtei hergestellt. *Amethystos* (griech.) heißt „nicht betrunken“. Es hieß, wer aus einem aus Amethyst geschaffenen Gefäß trinkt, wird nicht betrunken, „auch wenn das Gefäß noch so groß ist“. Amulette aus Amethyst sollten gegen Alkoholrausch wirken. Genau wie Drusen von Amethyst finden sich auf verwittertem Gestein Drusen (innen hohl) und Mandeln (ausgefüllt) von Achat. So auch bei Bornheim und Lonsheim, Nachbarorten von Bermersheim, dem mutmaßlichen Geburtsort Hildegards. Achat soll nach der *Physica* bei Überschwemmungen von Flüssen aufgenommen und in andere Gegenden verbracht werden, wo ihn die Menschen dann finden. Achat im Nahekies wird gelegentlich in der Literatur erwähnt.¹⁶ Am Rupertsberg¹⁷ und andernorts im Kies der Ur-Nahe finden sich Achte wie auch Onyx, seltener Karneol (rotbraun) und Sarder (braun) und Übergänge von beiden (Abb. 4)¹⁸ Ein großer Karneol zierte den goldenen Siegelring Martin Luthers. Dieser Ring war etwas zu groß geraten, was Luther zu der Aussage veranlasste: „Etwas weit und groß an meinem Finger“.¹⁹



Abb. 5: Bergkristall-Pyramiden aus Quarzit-Steinbrüchen auf dem Kammerforst über Rüdesheim

Mit *Cristallus* mag Hildegard den **Bergkristall** meinen. Auf die Römer wie auch auf Hrabanus Maurus geht ihre Vorstellung zurück, Bergkristall sei eine Art Eis, das derart tief gefroren (*zusammengeballe*) ist, dass es nie mehr auftaut. In Gesteinsklüften im Taunus und Hunsrück kommt Bergkristall nicht selten vor, zuweilen in schönen Kristallen, so auf dem Kammerforst und am Rochusberg, z. B. in Steinbrüchen (Abb. 5). Exemplare bis zu mehreren Dezimetern wurden schon gefunden.²⁰ Eine „Kuss-Tafel“ aus Kloster Eberbach enthält elf Bergkristalle, als „Cabochons“ rundlich geschliffen. Sie wurde 1503 von Abt Martin Riffelink gestiftet und gelangte an Bischof Peter Josef Blum. Heute ist sie im Limburger Domschatz ausgestellt.

Zu den Edelsteinen zählt Hildegard auch die **Flussperlen** („Berlin“). Deren Entstehung erklärt sie wohl auf Grund eigener Beobachtungen naturkundlich korrekt, im Gegensatz zu damaligen Ansichten. Schließlich hat sie auch die Fischfauna des Rheins und seiner Nebenflüsse für ihre Epoche exakt beschrieben. Nach dem *Physiologus*, einem frühchristlichen Werk, das zur Hildegardzeit ins Deutsche übersetzt vorlag, entsteht die Perle dadurch, dass die Muschel in früher Morgenstunde an die Oberfläche kommt, sich öffnet und den Tau des Himmels mit den Strahlen von Sonne, Mond und Sternen einsaugt.

Dadurch wächst dann im Innern der Muschel die Perle. Alexander Neckam, englischer Wissenschaftler (1157–1217), schreibt: *Der bei Mondschein fallende Tau bewirkt bei Muscheln Empfängnis, sie flüchten dann vor der Hitze der Sonne in die Tiefe und erzeugen dort als Frucht die Perlen.* Bei Hildegard heißt es dagegen: *Die Flussperlen entstehen aus gewissen Muscheltieren... von dem Unrat, den sie zu sich nehmen.* Wie wahr! In der Muschel bildet sich eine Perle, wenn ein Fremdkörper oder etwas Epithel in das Bindegewebe des Mantels gelangt und eine Art Infektion

auslöst. Die Muschel sondert dann Perlmutter ab, das den Fremdkörper in Form einer Perle umhüllt. Noch zur Hildegardzeit lebte die Flussperlmuschel *Margaritifera margaritifera* (L. 1758) bei uns in sehr vielen Bächen, im Rhein vertreten durch die Rheinperlmuschel *Margaritifera auriculata* (SPENGLER 1793). Zumindest letztere gilt als vollständig ausgestorben, nicht zuletzt infolge Gewässerverschmutzung.²¹ Die Perlmuscheln lebten zwischen Steinen in 0,3–1,5 m Tiefe gut sichtbar in den damals noch klaren Bächen. Nur in jeder Hundertsten Muschel fand sich eine Perle. Zu deren Entstehung brauchte es mehrere Jahrzehnte; das Muscheltier konnte fast hundert Jahre alt werden. Perlen kommen auch in Millionen Jahre alten fossilen Muscheln vor. So in Sedimenten der Tertiärzeit von Waldböckelheim²² und Siefersheim.²³ Auf dem alemannisch-fränkischen Friedhof in Eltville kommen Reste von Perlmuscheln als Grabbeigaben vor.²⁴ Dabei handelt es sich eher um die mit dickerer Schale ausgestattete *Margaritifera auriculata*. Im Königreich Sachsen trugen die Königinnen einstmals als Schmuck nur Perlen, die in Muscheln in sächsischen Gewässern gefunden wurden.²⁵ Dass sich Inhalte der *Physica* eindeutig auf den Saar-Nahe-Rhein-Raum beziehen lassen, mag als Hinweis dienen, dass die Hildegard-Schrift tatsächlich auf dem Rupertsberg entstanden ist.

Bildnachweis

Alle Abbildungen sind vom Verfasser.

Anmerkungen

- 1 SÖDER, D.: (2014): Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland, Kulturdenkmäler in Hessen, Rheingau-Taunus-Kreis, Altkreis Rheingau. Wiesbaden/Darmstadt.
- 2 SEMMLER, J.: (2000): Vita religiosa und Bischof bis gegen 1200. In: Handbuch der Mainzer Kirchengeschichte 6, 1: Christliche Antike und Mittelalter. Würzburg.
- 3 TEKAMPE, L.: Freundliche schriftl. Mitteilung vom Februar 2017.
- 4 CASPARY, H.: (1980): Zur Geschichte und Rekonstruktion der Klosterkirche der hl. Hildegard auf dem Rupertsberg bei Bingen.- Festschrift. für W. Bornheim gen. Schilling. Denkmalpf. Rh.-Pfalz; Mainz.
- 5 HAPP, G. (1998): „Alles geschehe mit Maß“ (RB 48). Die Regula Benedicti: Perspektiven einer Kultur des Lebens. In: RHEINGAU FORUM 1/1998.
- 6 KIRNBAUER, F. & H. (1960): Hildegard von Bingen und ihr Wissen von den Steinen, Erzen und Metallen. In: Leobener Grüne Hefte 43. Wien.
- 7 RIETHE, P. (1997): Hildegard von Bingen: Das Buch von den Steinen. Salzburg.
- 8 HABEL, F. (1801): Etwas von der Naturgeschichte der zwei Stunden von Mainz gelegenen Stadt Wiesbaden. In: Neue Schr. Ges. naturgesch. Freunde Berlin 3; Berlin.
- 9 DECHEN, H. v. (1865). Der Tuffstein als Baumaterial der Römer am Rhein. In: Bonner Jb. 38; Bonn.
- 10 HERTER, I. (1976): Der Rupertsberg im Laufe der Jahrhunderte. Bingerbrück.
- 11 MIELEITNER, K. (1922). Geschichte der Mineralogie im Altertum und im Mittelalter. In: Fortschr. Mineral., Kristallogr., Petrogr. 7. Jena.
- 12 RATHKE, W. (1993): Die Hochzeit zu Kana. Das Weinwunder und seine künstlerische Umsetzung.–RHEINGAU FORUM 4/1993; KOTZUR, H.-J. (Hrsg.) (1998): Hildegard von Bingen 1098–1179. Mainz.
BENDER, M. (2015): Goethes Cana-Vase – ein Alabastergefäß aus dem alten Kloster Eibingen. In: RHEINGAU FORUM 1/2015.
- 13 BENDER, M. s. Anm. 12.
- 14 KRÜGEL, K. Freundl. Brief vom 28.02.2017.
- 15 SCHWARZ, D. (1991): Ein glückliches Zusammenspiel der Elemente. Unter welchen Bedingungen ein Smaragd entsteht. In: Forsch.-Mitt. DFG 3/1991.
- 16 GEISENHEYNER, L. (1912): Über die Physica der hl. Hildegard von Bingen und die in ihr enthaltene älteste Naturgeschichte des Nahegaues.-Sitzber. naturhist. Ver. Preuß. Rheinl. Westf., Abt. D. Bonn.
- 17 WAGNER, W. & MICHELS, F. (1930): Geologische Karte von Hessen 1: 25000, Bl. Bingen-Rüdesheim m. Erl. Darmstadt.
- 18 KÜMMERLE, E. (1993): Hildegard von Bingen (1098–1179) und die Geologie. 1: Biographie, Klöster und Landschaft. In: Jb. nass. Ver. Naturkde. 114; Wiesbaden. KÜMMERLE, E. (1994): Hildegard von Bingen (1098–1179) und die Geologie. 2: Die „Heilkraft“ der Edelsteine. In: Jb. nass. Ver. Naturkde. 115. Wiesbaden.
- 19 SYDRAM, D., KAPPEL, J. & WEINHOLD, U. (2007): Das Historische Grüne Gewölbe zu Dresden. Die barocke Schatzkammer. Dresden.
- 20 CRUSE, B. (1977): Ein Quarzkristallfund aus dem mittelhessischen Schiefergebirge.-Aufschluss 28. Heidelberg; BAUER, H. (1990): Quarz-Kristalle aus dem mittelhessischen Schiefergebirge.-Aufschluss Sd-Bd. 33. Heidelberg.
- 21 MEINERT, W. & KINZELBACH, R. (1985): Die limnischen Schnecken und die Muscheln von Rheinland-Pfalz. In: Mainzer naturw. Arch., Beih. Mainz.
- 22 GEIB, K. W. (1952): Über eine fossile Perle aus dem mitteloligozänen Meeressand vom Welschberg bei Waldböckelheim (Nahebergland). In: Notizbl. hess. L.-Amt Bodenforsch. (IV) 3. Wiesbaden.
- 23 ROLAND, N. (1968): Perlenfunde in einer mitteloligozänen Ostrea callifera LAMARCK vom Kahlmetz bei Siefersheim (Mainzer Becken). In: Mainzer naturwiss. Arch., Mainz.
- 24 BLAICH, M. C. (2002): Das frühmittelalterliche Gräberfeld von Eltville, Rheingau-Taunus-Kreis. Beiträge zur Siedlungsgeschichte des Rheingaus vom 5. Bis 8. Jahrhundert n. Chr.-Fundber. Hessen, Beih. 2. Wiesbaden.
- 25 Urania-Autoren-Kollektiv (1967): Urania-Tierreich 1: Wirbellose Tiere 1 (Protozoa bis Echiurida). Jena / Berlin.

Heiligenfiguren des Mainzer Bildhauers Martin Biterich in der Kirche St. Antonius Eremit in Rauenthal

Die Pfarrkirche von Rauenthal beherbergt viele Skulpturen unterschiedlicher Epochen, die meisten allerdings aus dem 18. Jahrhundert. Von dem Mainzer Bildhauer Martin Biterich (1691–1759) stammen drei Heiligenfiguren. Auf die Geschichte der Bildhauerfamilie Biterich soll hier nicht näher eingegangen werden.¹ In diesem Beitrag werden die Figuren aus der Werkstatt Martin Biterichs präsentiert.

St. Wilgefortis

Heute über der Kredenz angebracht und vom Eingangsbereich für den Betrachter gar nicht sichtbar, hängt die heilige Wilgefortis am Kreuz. Die Verehrung der heiligen Wilgefortis war im Rheingau und darüber hinaus in Kurmainz recht verbreitet. So befinden sich Figuren der Heiligen beispielsweise noch in Eltville und Hattenheim und darüber hinaus in Dietersheim, Elsheim, Schwalbach (Taunus), Heßloch, Seligenstadt, Hörstein und Wörth am Main. Die heilige Wilgefortis war eine portugiesische Königstochter, der laut Überlieferung nach einem Gebet ein Bart wuchs, weil sie keinem heidnischen Jüngling vermählt werden wollte. Daraufhin ließ sie der eigene Vater ans Kreuz schlagen.² Sie ist gekleidet in ein rötliches Gewand mit fein vergoldeten Borten. Die heilige Wilgefortis ist von einem gewöhnlichen Kruzifix einfach zu unterscheiden: Sie trägt meist ein langes Kleid oder eine Tunika. Manchmal ist sie gegürtet, damit die Taille schmaler wirkt, was auch dem Schönheitsideal des 18. Jahrhunderts in hohem Maße entsprach. Die Hände sind ans Kreuz genagelt, manchmal durch die Hand, zuweilen durch die Handwurzel. Meister Biterich schlug die

Nägel immer durch die Handwurzeln. Zentrales ikonographisches Element sind die Füße. Sie sind meistens nicht angenagelt, sondern hängen frei herunter. Ein Fuß trägt einen vergoldeten Schuh, der andere ist bar. Selten sind die Füße – wie in Eltville oder in Heßloch – an ein *Suppedaneum* (eine Fußstütze) genagelt. Nach einer weit verbreiteten Legende erbarmte sich ein Geiger der Heiligen am Kreuz und spielte ihr zum Trost ein Lied auf sei-

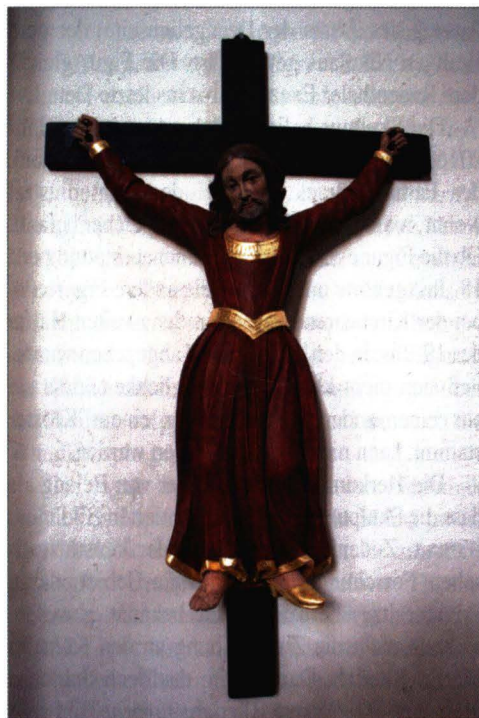


Abb. 1: Hl. Wilgefortis (um 1740).
Martin Biterich (1691–1759); Rauenthal, kath. Kirche
St. Antonius Eremit

nem Instrument. Zum Dank warf ihr die Heilige einen ihrer vergoldeten Schuhe zu. Vorbeigehende Menschen bemerkten das und beschuldigten den Geiger des Raubes an der Heiligen. Er wurde ins Gefängnis geworfen und sollte hingerichtet werden. Ein letzter Wunsch wurde ihm gestattet, und er bat darum, noch einmal vor dem Wilgefortis-Kreuz spielen zu dürfen. Als er zu spielen begann, warf ihm die Heilige auch noch den anderen goldenen Schuh zu. Nun war man von der Unschuld des Geigers überzeugt und ließ ihn frei. Aus diesem Grund gilt die Heilige als Beschützerin der unschuldig Angeklagten und gegen die üble Nachrede.³

Die Zuschreibung der Figur an Martin Biterich ist eindeutig, da sich in der katholischen Kirche St. Vinzentius in Hattenheim eine Darstellung der Heiligen erhalten hat. Martin Biterich hat gegen 1740 für die Kirche von Hattenheim fast alle Heiligenfiguren für den Kirchenneubau unter dem tatkräftigen Prälaten Valentin Schumann (gest. 1760) geliefert.⁴ Die Heilige bekrönt den Auszug des Altars der Evangelienseite, der dem Heiligen Nikolaus geweiht ist. Die Figur gleicht dem Rauenthaler Exemplar bis ins letzte Detail.

Die Skulptur befindet sich erst seit dem Jahr 2016 in der Kirche von Rauenthal, ein Geschenk der Familie Brack, die auf dem Antoniushof wohnt, wo sich die Figur auf dem Speicher befand. Ob die Figur eventuell zur Kirchengestaltung des 18. Jhs. gehörte und – wie viele andere Figuren⁵ – bei der Kirchenrenovierung in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. in den Antoniushof abgegeben wurde, ließ sich nicht klären. Die Möglichkeit, dass sie aus einer anderen Kirche oder einem Kloster stammt, kann nicht ausgeschlossen werden.

Die Herkunft ist aber weniger von Belang als dass die Skulptur von einem talentierten Bildhauer stammt. Zudem ist die Heilige der kunsthistorischen Forschung im Rhein-Main-Gebiet, da in Privatbesitz, überhaupt nicht bekannt gewesen, so auch nicht die Zuschreibung an den Künstler Martin Biterich. Damit wäre das doch durchaus umfangreiche Oeuvre Biterichs um ein Bildwerk reicher. Wilgefortisfiguren von Martin Biterich gibt es indessen nur zwei, nämlich die in Hattenheim und Rauenthal.

St. Johannes von Nepomuk

Betritt der Besucher die Kirche durch das Turmuntergeschoss und passiert das Gitter zum Kirchenschiff, dann fällt zur linken Seite gleich die Skulptur des Hl. Johannes von Nepomuk auf. Störend ist die braun lackierte *Plinthe* (quadratische Fußplatte) zwischen den Füßen des Heiligen und der Wolkenkonsole. Bis ins Jahr 2016 stand auf der Wolkenkonsole eine andere Heiligenfigur: eine Muttergottes mit dem Jesusknaben. Dem Verfasser fiel damals erstmals auf, dass die Weltkugel, auf der die Muttergottes stand, weit über den Rand der Konsole hinausragte. Also konnte damit etwas nicht stimmen. Beim näheren Betrachten der Konsole stellte der Verfasser fest, dass die Engelsköpfe und die spiralförmigen Wolken von Martin Biterich stammen. Gleiche Konsolen befinden sich z.B. in den katholischen Kirchen von Hattenheim (1740), Ebersheim (um 1740) und Gabsheim (nach 1722).⁶ In letzterer Kirche steht sogar der gleiche Heilige auf einer Wolkenkonsole mit Engelsköpfen. Die Muttergottes, die der Verfasser übrigens der Werkstatt von Burkhard Zamels (um 1690–1757) zuschreibt, wurde mit dem Heiligen Johannes von Nepomuk getauscht. Er passt mit seinen Füßen – wenn man sich die später angebracht *Plinthe* wegdenkt – wie angegossen auf die Wolkenkonsole.

Die Wolkenkonsole zeigt neben den zwei Engelsköpfen das Allianzwappen des Ehepaars Serger-Wallmenich, ein Schriftband mit den Namen der Stifter und die Datierung 1747. Anselm Franz Serger (gest. 1781) war Mainzer Hofrat. Er ehelichte am 28. Februar 1738 Maria Ursula Theresia Wallmenich (geb. 1718) in St. Quintin in Mainz.⁷ Sie besaßen in Rauenthal zwei Häuser und 86 Felder, meist Weinberge.⁸ Sie bedachten die Kirche von Rauenthal mit mehreren Stiftungen. Die Verehrung des Hl. Johannes von Nepomuk lag Anselm Franz Serger, der wie der Heilige Advokat war, sehr am Herzen. Der Heilige gilt – ähnlich wie die Heilige Wilgefortis – als Patron der unschuldig Verfolgten und Verleumdeten sowie der beicht Hörenden Priester. Wohl ersteres Patronat wird für den Juristen Serger besonders wichtig gewesen sein, weshalb er sich und seine Familie unter den be-



Abb. 2: Hl. Johannes von Nepomuk (1747).
Martin Biterich (1691–1759): Rauenthal, kath. Kirche
St. Antonius Eremit

sonderen Schutz des Heiligen begeben hat. Der Kiedricher Pfarrer Johannes Zaun schrieb über die Stiftungen der Kirche von Rauenthal: *Anno 1748 stiftet A.F. Ferger (sic!) in Mainz eine Nepomuc-Andacht, bestehend in einem Amte, einer Messe und Predigt am Nepomucfeste. Er gibt dafür 100 fl., ein Meßgewand und eine Statue des Hl. Johannes v. Nepomuc. Predigt und Amt soll von den Pfarrern zu Rauenthal und Neudorf abwechselnd gehalten werden.*⁹ Wichtig ist hierbei die Erwähnung der Statue, denn in der Rauenthaler Kirche steht nur eine Statue dieses Heiligen, daher muss es sich um jene Statue handeln, die Anselm Franz Serger mit dem Nepomuc-Amt im Jahr 1748 gestiftet hat. Tatsächlich zeigt die Konsole nicht die Jahreszahl 1748, sondern 1747, was nicht weiter störend ist; kann er die Heiligenfigur mit Konsole bei Meister Biterich doch schon im Vorjahr in Auftrag gegeben haben. Die Figur wird ein zweites Mal im Kirchenbuch der Pfarrei Rauenthal erwähnt. Der Eintrag steht im Kirchenbuch ziemlich weit hinten und führt eine Reihe von privaten Stiftungen für die Kirche an: *It(em) Hatt gemelter herr Hofrath 2 Bildnußen so vergoldet und schön illuminirt als eines sub tituli St. Ma. Virg. Annuntiata, daß andere des heil. Joi. Nepomuceni verfertigen lassen undt stellte beyde gegeneinander über an deren Pilarn.*¹⁰ Die ebenfalls in diesem Eintrag erwähnte Mariä Verkündigung befindet sich heute auch noch in der Kirche. Allerdings sind die Wolkenkonsole und ihr dazugehöriger Engel verloren. Interessant ist auch die Anordnung der beiden Figuren im Kirchenraum. Sie waren einander gegenüber auf Pfeilern aufgestellt. Mit Pfeiler kann auch die Wandkonsole gemeint sein.

Die Figur des Hl. Johannes von Nepomuk wurde von Martin Biterich 1747 in Mainz gefertigt. Sie lässt sich hervorragend in die zahlreich erhaltenen Heiligenfiguren desselben Themas einordnen. Er steht in seinem Oeuvre allerdings ziemlich spät und zeigt gewisse stilistische Unterschiede zu älteren Figuren dieses Heiligen von Martin Biterich. So hat der Rauenthaler Nepomuk Knöpfe an seinem Talar, was seine älteren Figuren nicht haben. Die Knöpfe am Talar des Heiligen könnte Martin Biterich von Burkhard Zamels

übernommen haben, da sie ihre Werkstätten sehr nahe beieinander hatten und in manchen Fällen zusammengearbeitet haben.¹¹ Die Knöpfe am Talar des Heiligen sind in der Ikonographie des Heiligen schon früher bekannt. Johann Brokoff (1652–1718), der die bekannte Figur des Heiligen an der Prager Karlsbrücke (1683) mitgestaltet hat, fertigte eine weitere Figur (1709/1710) an der alten Stiege des Kleinseitner Rathauses in Prag. Dort sind die Knöpfe bereits zu sehen.¹²

Das neu hinzugefügte Kreuz des Heiligen ist gänzlich missverstanden worden. Es ist unlogisch, dass ein Mensch ein Kreuz in einer geöffneten Handfläche halten kann. Die geschlossene Faust der linken Hand hält hingegen die Märtyrerpalme, wo wohl ursprünglich der Kruzifixus war; denn der Heilige macht mit der rechten Hand eine deutende Geste. Unzählbar sind die Missdeutungen der Ikonographie des Heiligen Johannes von Nepomuk. Die anthropozentrische Theologie mit ihrer exagierten [übertriebenen] Zentralisierung [des Menschen] im 20. Jh. hat die mystische Ikonographie des 18. Jhs. überhaupt nicht verstanden und versteht sie bis heute nicht. Der Heilige Johannes von Nepomuk blickt auf den Körper des gekreuzigten Heilands und dient als Vorbild für die betrachtende Vertiefung in die Leiden des menschgewordenen Heilands. Diesem Heiligen ein schlichtes Kreuz ohne Korpus zu geben oder gar den Kruzifixus zu wenden, damit er dem Kirchenvolk gezeigt wird, entspricht nicht seiner Ikonographie. Die Märtyrerpalme ist in ihrer Gestaltung eher dem 17. Jh. zuzuordnen und hat nichts mit den Palmen des frühen Rokokos der 1740er Jahre gemein. Hätten sich die Pfarrgemeinden und auch die Restauratoren ausgewiesene Kunsthistoriker an die Seite geholt, hätte eine solche Fehlleistung vermieden

werden können. Nun muss die Kirchengemeinde mit diesem Dilemma leben. Vor der nächsten Restaurierung sollte das Gutachten eines Kunsthistorikers eingeholt werden, der mit der regionalen Kunstgeschichte vertraut ist.

Mariä Verkündigung

Die Mariä Verkündigung, die ebenfalls von Anselm Franz Serger gestiftet worden ist, befindet sich heute über dem Beichtstuhl im an die Kirche angebauten Neubau. Von der Gruppe ist nur noch die am Betpult kniende Maria erhalten. Der Engel ist eine um 1920 angefertigte Ergänzung des Bildhauers Hans Steinlein d. Ä. (1872–1958). Die grazilen Züge Mariens, das erstaunte Gesicht beim Anflug des Engels, sind spätestens mit dem letzten Anstrich der Figur verschwunden. Der dicke Ölanstrich suggeriert

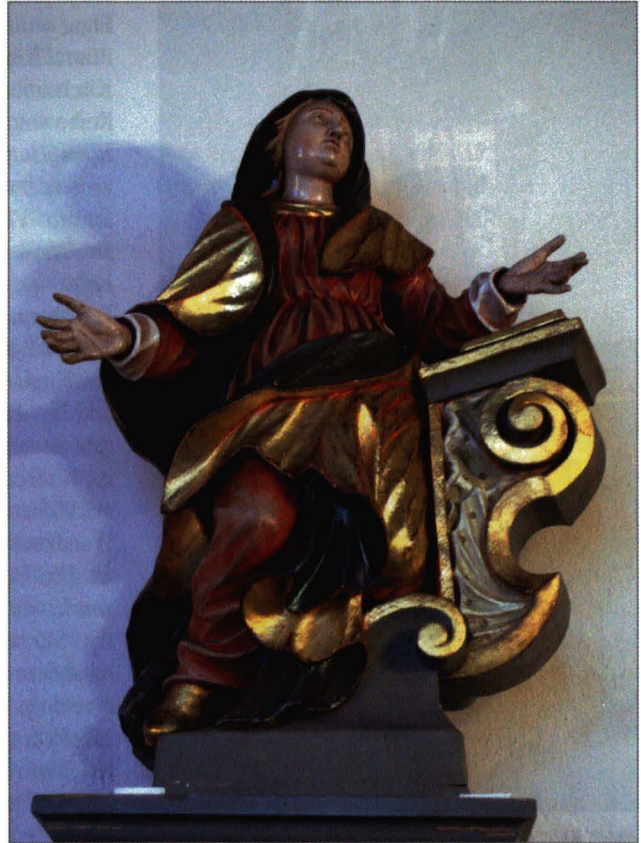


Abb. 3: Mariä Verkündigung (um 1747). Martin Biterich (1691–1759): Rauthal, kath. Kirche St. Antonius Eremit

eine Pausbäckigkeit, die ehemals nicht bei Maria vorhanden war. Nichts desto trotz ist die Qualität der Figur außerordentlich. Mal davon abgesehen, dass Kniefiguren recht schwierig darzustellen sind, erkennt man die eleganten scharfgratigen Faltenstege am Gewand Mariens. Besonders zerklüftet ist das Obergewand an den Oberarmen und im Brustbereich. Die Hände sind fein gestaltet und die geöffneten Handflächen zeigen sich fein strukturiert. Das Haar Mariens ist typisch Biterich in Strähnen nach hinten gekämmt und zusammengehalten. Der Schleier Mariens verdeckt den Großteil des Haars. Die scharfgratigen umgeklappten Falten an mehreren Stellen des Gewands sind besonders virtuos geschnitzt. Interessant ist auch das Betpult Mariens. Es zeigt neben Schnörkeln muschelartige Elemente und weist die Figur als ein Werk des Rokokos aus.

Kniende Figuren sind freilich vergleichsweise selten im Oeuvre eines Künstlers. Stehende Figuren überwiegen. So ist es zunächst nicht einfach, eine thematisch vergleichbare Statue zu finden. In der christlichen Ikonographie gibt es jedoch eine weitere Frauengestalt, die kniet. Es handelt sich um die heilige Maria Magdalena unter dem Kreuz. Während Maria und Johannes unter dem Kreuz stehen, kniet Maria Magdalena und umfasst den Kreuzesbalken, hat die Hände flehentlich erhoben oder zum Gebet gefaltet. Glücklicherweise hat Martin Biterich die Hl. Maria Magdalena zweimal unter dem Kreuz dargestellt. Für eine Darstellung haben wir einen zeitlichen Anhaltspunkt, nämlich 1740, mit dem Hochaltar der katholischen Kirche in Hattenheim. Dort ist die weinende Maria Magdalena dargestellt. Sie ist freilich viel größer und aufwendiger geschnitzt. Das liegt in der Ubikation [Aufstellungsort] begründet. Die Heilige in Hattenheim befindet sich zwischen Tabernakel und Gekreuzigtem Heiland auf dem Hochaltar, also am zentralen Geschehen der Heiligen Messe. Es verwundert nicht, dass Martin Biterich an dieser Darstellung mehr Aufwand investiert hat als bei einer privaten Stiftung des Mainzer Hofrats Serger.

Die zweite Darstellung ist der Forschung bisher unbekannt geblieben. Es handelt sich um den gekreuzigten Heiland in der Basilika von Mittel-

heim, dem die Hl. Maria Magdalena beigegeben ist. Die Skulpturengruppe ist heute vom Kirchenschiff nicht sichtbar an der südlichen Querhauswand angebracht. Die sehr gelungene Gruppe, bei der die stille Trauer der Heiligen Magdalena auffällig ist, könnte eine adäquatere Anbringung erfahren. Ihre Herkunft ist unbekannt. In welchem Kontext diese Gruppe ehemals stand, konnte bisher nicht herausgefunden werden.

Die Heiligenfiguren des Bildhauers Martin Biterich sind ein wertvolles Legat der Rauenthaler Kirche. Es sind nicht nur seltene Heilige, sondern auch besondere ikonographische Themen dargestellt. Sie zeugen von der Verbundenheit des Orts mit der bischöflichen Stadt Mainz, wo Martin Biterich gewirkt hat, und sind seltene Geschenke von bekannten oder unbekanntem Stiftern. Der katholischen Kirchengemeinde obliegt die Verantwortung für den Erhalt und die Pflege der Heiligenfiguren. Im Gegenzug dazu dürfen sich die Rauenthaler jederzeit dieser Bildwerke erfreuen und die christlich-katholische Lehre aus diesen dargestellten Heiligen mit ihren Geschichten schöpfen und studieren.

Literatur:

- Arens, Fritz: Die Kunstdenkmäler von Rheinland-Pfalz, Band 4. Die Kunstdenkmäler der Stadt Mainz, Teil I, Kirchen St. Agnes bis Hl. Kreuz. Mainz 1961.
- Beyer, Nicole: Skulpturen des 17. und 18. Jahrhunderts im Landesmuseum Mainz. Mainz 2001.
- Döry, Ludwig Baron: Der Mainzer Barockbildhauer Martin Biterich, in: Mainzer Zeitschrift 66, 1971, S. 9–43.
- Döry, Ludwig Baron: Burkhard Zamels – der führende Bildhauer in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Mainz, in: Mainzer Zeitschrift 110/111, 2015/2016, S. 27–109.
- Herchenröder, Max: Die Kunstdenkmäler des Landes Hessen. Der Rheingaukreis. Berlin 1965.
- König, Alexandra: Die heilige Wilgefortis im Dom zu Mainz, in: Der verschwundene Dom. Wahrnehmung und Wandel der Mainzer Kathedrale im Lauf der Jahrhunderte. Ausstellung im Mainzer Dom- und Diözesanmuseum, 15. April bis 16. Oktober 2011. Mainz 2011, S. 330–337.
- Peus, Busso: Das Wilgefortis- oder Kümmernisbild von Wörth am Main, in: Aschaffenburg Jahrbuch für Geschichte, Landeskunde und Kunst des Untermaingebietes 3, 1956, S. 244–248.
- Volk, Peter: Nepomukstatuen – Bemerkungen zu den Darstellungsformen, in: Johannes von Nepomuk 1393–1993, Ausstellung in Kloster Strahov Prag und im Bayerischen Nationalmuseum München 17. Mai – 15. August 1993, 17. September – 14. November 1993. München 1993, S. 27–35.

Wagner, Hans: Die Ausstattung der Kirche, in: St. Antonius Eremitus. 500 Jahre Mittelpunkt Rauenthals. Eltville 1991, S. 52–62.

Waldhausen, Agnes: Drei Legenden von der starkmütigen heiligen Jungfrau Wilgefortis. Darmstadt 1922.

Wörner, Ulrike: Frau am Kreuz – eine neu entdeckte Kultfigur. Kultur im Landkreis Passau 44. Salzweg 2015.

Zaun, Johannes: Beiträge zur Geschichte des Landcapitels Rheingau und seiner vierundzwanzig Pfarreien. Wiesbaden 1879.

Archivmaterial:

PfA Raumenthal: Chronik der katholischen Pfarrei Raumenthal.

PfA Raumenthal: Kirchenbuch, Teil I.

StA Mainz: Familienblätter der Familie Wallmenich.

Abbildungsnachweis

Alle Abbildungen vom Verfasser

Anmerkungen

- 1 Vgl. Ludwig Baron Döry: Der Mainzer Barockbildhauer Martin Biterich, in: Mainzer Zeitschrift 66, 1971, S. 9–43.
- 2 Märtyrerinnen am Kreuz sind nicht so selten. Ich verwies auf die Heiligen Julia von Korsika, Librada, Eulalia von Barcelona, Maura und Blandina von Lyon sowie bei den Orthodoxen die Heiligen Ketevan und Olympia von Karyes. Unter diesen Heiligen sind Julia und Eulalia die bekanntesten, gefolgt von der Heiligen Librada, die in gewissen Teilen Spaniens – insbesondere wegen der Reliquien im Dom von Sigüenza – bekannt ist und deren Kult von dort ausgehend in Lateinamerika Fuß gefasst hat – vgl. insbesondere Las Tablas in Panamá, wo ihr die Pfarrkirche geweiht ist. Leider geschehen durch Unkenntnis in der Bevölkerung sehr häufig Verwechslungen zwischen der Heiligen Wilgefortis und anderen gekreuzigten Heiligen oder mit Darstellungen des Heilands am Kreuz, insbesondere dem Volto Santo von Lucca oder der Göttlichen Hilfe. Dem gilt es durch gezielte Information und Kenntnis des Gegenstands entschieden entgegenzuwirken. Das angebliche Patronat der heiligen Wilgefortis über die Transsexuellen geht vollends am Thema vorbei. Im Internet verbreiten sich durch gezielte oder ungezielte Desinformation wildeste Gerüchte und Falschaussagen über das Bild dieser Heiligen. Ein dringender Appell an meine Leser ist es das Internet bitte nicht als seriöse Informationsquelle über diese Heilige zu nutzen. Es hat vor ein paar Jahren eine Ausstellung über diese Heilige in Kloster Asbach gegeben. Ich habe den Katalog noch nicht durchgesehen, aber vielleicht ist er ergiebig. Vgl. Ulrike Wörner: Frau am Kreuz – eine neu entdeckte Kultfigur. Kultur im Landkreis Passau 44, Salzweg 2015. Für die Wilgefortis-Verehrung im Mainzer Dom vgl. Alexandra König: Die heilige Wilgefortis im Dom zu Mainz, in: Der verschwundene Dom. Wahrnehmung und Wandel der Mainzer Kathedrale im Lauf der Jahrhunderte. Ausstellung im Mainzer Dom- und Diözesanmuseum, 15. April bis 16. Oktober 2011, Mainz 2011, S. 330–337.

- 3 Zur Legende vgl. Agnes Waldhausen: Drei Legenden von der starkmütigen heiligen Jungfrau Wilgefortis, Darmstadt 1922. Sie bringt drei sehr ausgeschmückte Legenden über die Heilige, darunter auch die unrechte Anklage an den Geiger Konrad und die Spende der Schuhe. Interessant hierbei ist die Verortung der Spielmann-Legende in Kiedrich, denn es ist von einer Totenkapelle und einer Doppelmadonna die Rede, was allein im Rheingau auf die Michaelskapelle hindeuten muss. Auch die Beschreibung des Treppenaufgangs rechts des Westturms passt auf die Michaelskapelle in Kiedrich. Auf die Westwand, wo sich in der Legende die Hl. Wilgefortis befunden haben soll, ist heute eine Kreuzigungsszene gemalt.
- 4 Siehe Döry: Martin Biterich (wie Anm. 1), S. 39. Das Epitaph von Valentin Schumann ist in der Kirche von Hattenheim zu sehen. Außerdem trägt sein Namenspatron der Heilige Valentinus auf seinem Sockel das Familienwappen. Siehe Max Herchenröder: Die Kunstdenkmäler des Landes Hessen. Der Rheingaukreis, Berlin 1965, S. 198.
- 5 Die Kirchenchronik von Raumenthal berichtet, dass 1920 nach den alten Altarfiguren der Kirche gesucht wurde, denn sie waren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts alle durch Terracotta-Figuren ersetzt worden. Die alten Altarfiguren hatten mehrere Familien in Raumenthal an sich genommen und sie so vor dem Verfall gerettet. Das Wilgefortisbild wurden damals aber nicht genannt. 1920 wurden fast alle Heiligenfiguren der Kirche von Raumenthal gegen einen Spendenbetrag von den Familien wieder zurückgegeben und schmücken heute wieder die Altäre. Siehe PfA Raumenthal: Chronik der katholischen Pfarrei Raumenthal.
- 6 Siehe Döry: Martin Biterich (wie Anm. 1), S. 40f. Die Datierung um 1730 für die Figuren in Ebersheim finde ich verfrüht, da die Hl. Margaretha auf dem rechten Seitenaltar eindeutig von Johann Georg Biterich stammt. Vor 1740 würde ich die Ausstattung in Ebersheim nicht datieren.
- 7 Siehe StA Mainz: Familienblätter der Familie Wallmenich.
- 8 Siehe Hans Wagner: Die Ausstattung der Kirche, in: St. Antonius Eremitus. 500 Jahre Mittelpunkt Rauenthals, Eltville 1991, S. 52–62, S. 52.
- 9 Johannes Zaun: Beiträge zur Geschichte des Landcapitels Rheingau und seiner vierundzwanzig Pfarreien, Wiesbaden 1879, S. 113.
- 10 Siehe PfA Raumenthal: Kirchenbuch, Teil I.
- 11 Zamels wohnte an der Großen Bleiche 37, während die Biterichs an der Großen Bleiche 44 wohnten. Siehe Nicole Beyer: Skulpturen des 17. und 18. Jahrhunderts im Landesmuseum Mainz, Mainz 2001, S. 252f und 258. Zamels hat seinen Figuren in der katholischen Kirche von Großwinternheim (um 1740) und am Rheinufer in Eltville bereits solche Knöpfe gegeben. Siehe Döry: Zamels (wie Anm. 3), S. 52ff.
- 12 Siehe Peter Volk: Nepomukstatuen – Bemerkungen zu den Darstellungsformen, in: Johannes von Nepomuk 1393–1993, Ausstellung in Kloster Strahov Prag und im Bayerischen Nationalmuseum München 17. Mai – 15. August 1993, 17. September – 14. November 1993, München 1993, S. 27–35, S. 29.

Ludwig Schwarz (1875–1954) – ein Pionier des Rheingauer Weinbaus

Vorbemerkung

Der deutsche, besonders auch der Rheingauer Weinbau wurde immer wieder durch einzelne Persönlichkeiten beeinflusst und vorangebracht. Ein solcher Pionier des Rheingauer Weinbaus soll hier mit seinem Lebenswerk vorgestellt werden. Dabei werden aber noch andere Persönlichkeiten, die für den Rheingau einige Bedeutung hatten, in den Blick genommen.

Schloss Reinhartshausen, das Weingut der Prinzen von Preußen

Die preußische Königsfamilie kaufte 1855 Schloss Reinhartshausen mit der Mariannenaue (vormals „Westphälische Aue“) für die niederländische Prinzessin Marianne (1810–1883) von der gräflichen Familie Westphalen zu Fürstenberg ab. Prinzessin Marianne war mit Prinz Albrecht von Preußen (1809–1872) verheiratet. Sie baute das Schloss auf Anregung ihres Sohnes Albrecht (1837–1906), des späteren Regenten von Braunschweig, aus und um. 1865 stiftete sie die evangelische Kirche samt Pfarr-, Küster- und Schulhaus in Erbach. Durch Erbfolge gelangte das Schloss mit seinen Besitzungen an Albrechts Sohn Friedrich Heinrich (1874–1940). Danach an die Prinzen Waldemar (1889–1945) und Hubertus (1909–1950), der als Treuhänder für seinen zum Erben eingesetzten Bruder Friedrich (1911–1967) in Reinhartshausen residierte.¹ Bei dem Schloss wurde auch ein kleines Museum eingerichtet, das später abgerissen wurde.

Das Gut umfasste um 1908 eine landwirtschaftliche Nutzfläche von über 100 ha, neben 70 ha Acker-, Wiesen und Obstflächen knapp 40 ha

Weinbergsfläche. Die Weinberge befanden sich in den besten Lagen Erbachs und Hattenheims. Auf der Mariannenaue befand sich ein landwirtschaftlicher Betrieb. Der ökologische Weinbau hielt dort erst später Einzug. Damit war Reinhartshausen das größte private Weingut des Rheingaus und eines der größten in Deutschland. Geleitet wurde der Betrieb durch einen Administrator: Von 1893 bis 1905 war dies August Dern (1858–1930)² und bis

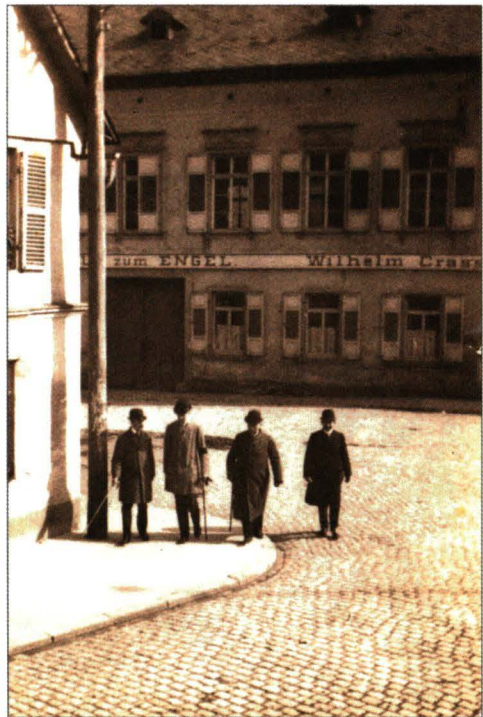


Abb. 1: Besuch des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen (2. von links) in Erbach. Ganz rechts: Administrator Schwarz (1910)

1908 Georg Maschmann. Dern hatte an der Lehranstalt in Geisenheim studiert. Die Führung des Weingutes galt als vorbildlich. Zeitweise waren dort 40 Arbeiter und Angestellte beschäftigt, dazu kamen in der Lese noch bis zu hundert Leserinnen und Leser.

In Geisenheim forschte und lehrte 1876 bis 1890 der in Weinkreisen berühmte Dr. Hermann Müller-Thurgau³, der eine Oestricher Winzertochter geheiratet hatte, bevor er 1891 mit dem Aufbau und der Leitung der „Deutsch-Schweizerischen Versuchsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau mit angeschlossener Schule“ in Wädenswil/Kanton Zürich beauftragt wurde.

Der Rheingauer Weinbau zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Insgesamt war es um den Rheingauer Weinbau zu Beginn des 20. Jhs. nicht gut bestellt: Die Ernteerträge waren gering, und der Absatz der Weine stockte. Im Weinjahr 1904 wurden im Mittel nur etwa 35 Hektoliter Most je Hektar geerntet, im Jahr 2005 lag der Ertrag beim Riesling bei 65,2 und beim Spätburgunder bei 69 hl. Die kleinen Weinerträge der damaligen Zeit waren auf die geringe Fruchtbarkeit der Reben

zurückzuführen. Der Anteil der voll ertragreichen Reben lag nur bei etwa 10 Prozent. Und das Schlimmste: Die meisten Winzer nahmen die kleinen Weinjahrgänge einfach als gegeben hin. Fachleute erkannten als Hauptgrund für die minderen Erträge die im Laufe der Zeit erfolgte Ausartung der Rieslingrebe. Der individuellen Behandlung der einzelnen Rebe wurde zu wenig Beachtung geschenkt. Es wurden z.B. zu viele Rebstöcke zu dicht beieinander angepflanzt. Auch rankten sich die Reben oft bodennah, wodurch sie der Feuchtigkeit ausgesetzt waren. Die Böden in den Weinbergen wurden nicht immer genügend bearbeitet. Administrator Schwarz fasste in einem Vortrag 1946 zusammen: *Althergebrachte, Vorurteile gegen Neues, eingefleischte Gewohnheiten und Unkenntnis halfen dabei, dass der Weinbau darnieder lag.* Deshalb galt es zunächst die besten Edelreiser für die Rebveredlung zu gewinnen.

Großen Schaden richteten in den Weinbergen auch die Schädlinge an, wie z.B. der Traubenwickler, die heute mit Chemikalien bekämpft werden. Ab 1920 wurde das Reblausproblem erfolgreich gelöst, indem europäische Reben auf resistente amerikanische aufgepfropft wurden.



Abb. 2: Ludwig Schwarz mit Standzylinder und Oechslewaage (2. Reihe, 2. von rechts) als Weinbauschüler Prof. Dr. Müller-Thurgaus (1. Reihe, 4. von links) in Wädenswil (1893)

Der Weinbaupionier Ludwig Schwarz (*1875)

Ludwig Schwarz wurde am 12. Mai 1875 in Uesslingen im schweizerischen Kanton Thurgau als Sohn des reformierten Ehepaares Ludwig und Rosina Schwarz geboren. Der kleinbäuerliche Betrieb seiner Eltern war sehr bescheiden. Als sein Vater 1882 starb, begann für ihn eine harte und entbehrungsreiche Jugendzeit. 1892 verkauften er und sein Bruder das elterliche Anwesen. 1893 bis 1894 besuchte Schwarz als Weinbauschüler die Versuchsanstalt Wädenswil. Dort erlernte er die Grundlagen seines Berufes.

Anschließend arbeitete er in verschiedenen Weinbaubetrieben in der Schweiz und in Rheinhessen. Im Winter 1901/02 besuchte er einen Kurs an der „Landwirtschaftlichen Winterschule“ in Lausanne. Vermutlich durch Vermittlung Müller-Thurgaus kam er 1902 zunächst als Verwalter in den landwirtschaftlichen Betrieb in Reinhartshausen. 1909 wurde er durch Naturalisation auch zum preu-



Abb. 3: Administrator Ludwig Schwarz (rechts) mit Hans Edel bei der Ertragsermittlung der Propfreben (1928)

bischen Staatsbürger. In Reinhartshausen tat er sich insbesondere im Weinbau und in der Kellertechnik hervor. Führend wurde er in der Rebenselektion, bei der auf reblausresistentes amerikanisches Unterholz Bestträger-Klone der Sorte Riesling aufgepfropft werden (Rebenveredelung). Dadurch konnte er die Quantität und Qualität des Weinertrages beträchtlich steigern. Um zu zeigen, auf welche Widerstände der Propfrebenbau zunächst stieß, sei Paul Claus zitiert: „Die Widerstände und Vorbehalte



Abb. 4: Vorbereitung des Weinbaukongresses 1926 in Wiesbaden durch Rheingauer Gutsbesitzer und Weinhändler, 4. von rechts (stehend) Ludwig Schwarz

gegen den Propfrebenbau waren vor dem Ersten Weltkrieg in Deutschland groß. Sie zu überwinden schien eine nahezu unlösliche Aufgabe. Bedeutende Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Praxis sprachen sich gegen die Propfrebe aus. Es wurde allgemein angenommen, die Weine aus Propfreben könnten nicht mehr die Qualität aufweisen, wie sie die alten Reben lieferten.“⁴

Sein besonderes Augenmerk widmete Schwarz der Beseitigung unfruchtbarer Reben aus den Weinbergen (negative Selektion), der Optimierung der Pflanzabstände, der Aufzucht der Reben in Drahtanlagen, der Rebenerziehung mit höherem Bodenabstand, der Erweiterung der genetischen Grundlage der Rheingauer Rieslingrebe, der Einführung der chemischen Schädlingsbekämpfung vornehmlich mit Kupfervitriol, der Beobachtung der Verträglichkeit der Reben mit dem Unterbewuchs (Unkraut) sowie der intensiven Bodenbearbeitung. Außerdem gelang es ihm, die Streulage der Weinbergflächen des Schlosses durch Zukauf und Tausch zu arrondieren, wodurch die Betriebskosten sanken. Schwarz versuchte sich bis ins Alter ständig durch Fachliteratur und -zeitschriften fortzubilden.

1944 wurde Schwarz aus Alters- und Gesundheitsgründen pensioniert. Prinz Waldemar schrieb am 17. März 1942 seinem getreuen Administrator: *Ihre Arbeit ist eine so umfassende gewesen, wie das selten der Fall ist. Sie haben*

*sich nicht nur auf den weinbaulichen und landwirtschaftlichen Betrieb beschränkt. Sie haben Ihr Interesse und Ihre Kenntnisse in vollem Umfange auch dem Kellereibetrieb und dem kaufmännischen Teil des Betriebes sowie den sozialen Belangen zugewandt und darüber hinaus auch noch das Schloss und das Museum mit seinen Kunstschätzen betreut. In dieser ganzen Zeit ist Ihr Ziel nicht gewesen, den augenblicklich höchsten Nutzen zu erzielen und den Besitz vor Schaden zu bewahren, sondern Ihre Gedanken und Ihre Erfolge sind stets in die Zukunft gegangen.*⁵ Da jedoch nicht gleich ein Nachfolger gefunden werden konnte, führte er noch bis zum 1. Juli 1948 die Oberaufsicht über den Betrieb. Sein Nachfolger wurde Heinrich Jost⁶ aus Rüdesheim.

Am 10. Oktober 1923 heiratete Schwarz die Pfarrerstochter Bertha Weckerling (1896–1980). Ihr Vater war Karl Weckerling (1867–1948)⁷, der von 1908 bis 1933 als evangelischer Pfarrer im oberen Rheingau wirkte. Er war mit dem katholischen Erbacher Pfarrer Gräf (1875–1924) befreundet, während er mit dem Eltviller Pfarrer Schilo (1848–1920) manche scharfe Klinge kreuzte. Seinen musischen Ambitionen ging der Pfarrer in dem von ihm begründeten „Rheingauer Symphonieorchester“ und beim Zeichnen und Malen nach. Karl Weckerlings Frau Luise stammte aus der bedeutenden nassauischen Pfarrersfamilie Michel. Ihr Bruder, Dr. theol. Rudolf Michel (1880–1938)⁸, wurde 1906 in Geisenheim zum evangelischen Pfarrer ordiniert und heiratete dort 1912 Martha Wortmann, die Tochter des Direktors der Geisenheimer Lehr- und Versuchsanstalt Julius Wortmann (1856–1925).⁹

Aus der Ehe Ludwigs mit Bertha gingen drei Söhne hervor. Familie Schwarz, die zuvor im Schloss gewohnt hatte, war schon 1946 in die Eltviller Landstraße 20 in Erbach umgezogen. Leider erkrankte Schwarz jedoch bald und wurde bettlägerig. Soweit ihm dies möglich war, verfolgte er



Abb. 5: Ansicht von Erbach. Beistiftzeichnung von Karl Weckerling (1926)



Abb. 6: Ludwig Schwarz in seinen späteren Lebensjahren

noch seine Interessen an der Rebenselektion, dem Obstbau und der Aquarellmalerei. An Weihnachten 1954 verstarb er in Wiesbaden.

Nachbetrachtung

Ludwig Schwarz, der sich aus einfachen Verhältnissen durch Wissen und Fleiß zum Administrator des bedeutenden Gutes der Prinzen von Preußen empor gearbeitet hatte, fand für seine wissenschaftlichen Erkenntnisse in der Fachwelt Beachtung. Dafür sorgte allein sein permanenter Austausch mit den Fachleuten in den Lehr- und Versuchsanstalten in Wädenswil und Geisenheim und anderen Persönlichkeiten der Rheingauer Weingeschichte. Dabei war er keineswegs in erster Linie ein Theoretiker, seine Tätigkeit lag vor allem auf dem praktischen Feld. Man könnte ihn am besten als praktizierenden Wissenschaftler, oder besser noch als wissenschaftlichen Praktiker bezeichnen. So wurde er zu einem wunderbaren Vorbild und hervorragenden Ausbilder für die ihm bei der Arbeit Anvertrauten. Unterstützt wurde er von Rentmeister Weitzel und den Verwaltern Bühler und Rehard, die 1939 bis 1944 bei der Schlossverwaltung beschäftigt waren.

Literatur

1. Günther und Martin SCHWARZ, K.H. MICHEL: Familienblatt zum Familientreffen am 13. Mai 2000 in Kloster Eberbach anlässlich des 125. Geburtstages von Ludwig Schwarz. Unveröffentlichtes Manuskript.
2. Wilhelm RUTHE: Der deutsche Wein. München 1926. (Abbildung mit Ludwig Schwarz, S. 49)

Abbildungsnachweis

Abb. 1–6: Bildarchiv Ulrich SCHWARZ, dem ich für die Bereitstellung von Material für diesen Aufsatz danke.

Anmerkungen

- 1 Zur Besitzgeschichte des Schlosses und seiner Höfe vgl. Werner KRATZ: Erbach im Rheingau. Rüdesheim 2. Auflage 1970, S. 25–30. Zu Marianne von Preußen vgl. Hartmut HEINEMANN: Prinzessin Marianne der Niederlande (1810–1883) und der Rheingau. In: Rheingau Forum 2/2002, S. 2–14 und Annette DOPATKA: Marianne von Preußen, Prinzessin der Niederlande. Leben und Wirken einer selbstbewussten Frau, für die Schloss Reinhartshausen im Rheingau zum Lebensmittelpunkt wurde. Oberursel 2003.
- 2 Vgl. Persönlichkeiten der Weinkultur. Hrsg. von Paul CLAUS. 2. Auflage Wiesbaden 2002, S. 34–35.
- 3 Vgl. Persönlichkeiten (wie Anm. 2), S. 126.
- 4 Paul CLAUS: Geisenheim 1872–1972. 100 Jahre Forschung und Lehre für Wein-, Obst- und Gartenbau. Stuttgart 1972, S. 61.
- 5 Nachlass Ludwig Schwarz. Der Nachlass befindet sich im Besitz von Ulrich Schwarz.
- 6 Vgl wie Anm. 2, S. 81–82.
- 7 Der Nachlass der Familie Weckerling befindet sich im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abteilung 1120.
- 8 Otto RENKHOFF: Nassauische Biographie. Wiesbaden. 2. Auflage 1992, S. 517.
- 9 Ebd., S. 888 und Persönlichkeiten der Weinkultur (wie Anm. 2), S. 200 und Otto Renkhoff. Nassauische Biographie. Wiesbaden 1992, S. 888.

Ein Sitzpflug zur Weinbergs-Bodenbearbeitung per Seilzug im Steilhang

Die Binger Brüder Artur und Otto Pieroth entwickelten 1947 einen Seilzug und dazu einen Sitzpflug zum Gebrauch in den Steillagen ihres Weingutes. Der Seilzug stieß auch bei Kollegen auf Interesse, so dass die Brüder das Unternehmen „Binger Seilzug“ gründeten und den Seilzug zur Serienreife brachten, der den Steillagenwinzern die Arbeit erheblich erleichterte.

Es wird von unten nach oben gearbeitet.

Beginn oben an der ersten Zeile:

Der Anfang des Seilzuges wird am Pflug eingehängt. Der hohe Bügel wird ausgerastet, die Schare des Pfluges bleiben über dem Boden. An diesem Bügel wird von dem den Pflug führenden Winzer zu Fuß der Pflug bergab gelenkt. Der Schlepperfahrer kann die Geschwindigkeit des bergab fahrenden Pfluges, wenn nötig, abbremsen.

Am unteren Ende der Zeile:

Der Bügel wird nach oben geklappt und eingerastet, damit sind die hinteren Schare frei geschaltet,



Der Sitzpflug.

Foto: Herbert Simon

so dass sie sich, wenn das Seil vom Schlepper aus angezogen wird, in den Boden senken können.

Der Winzer nimmt auf dem Sitz Platz und wird durch den Bügel nach hinten abgesichert. Auf ein Handzeichen zieht der Schlepperfahrer das Seil an. Dabei wird der Pflug durch eine Fußraste mit seinen vorderen Scharen herabgelassen, so dass sich jetzt alle Schare in den Boden einarbeiten können. Mit dem vorderen Handhebel wird der Pflug gelenkt.

Am oberen Ende wird die Fußraste getreten, so dass der Pflug sich mit den vorderen Scharen aus dem Boden hebt.

Der Winzer verlässt seinen Sitzplatz und löst den hinteren hohen Bügel, damit sich die hinteren Scharen ebenfalls aus dem Boden heben und er den Pflug mit dem hohen Bügel auf dem Vorgehende an die nächste Zeile lenken und wieder nach unten führen kann.

Im Bild ist der Pflug ohne montierte Schare im vorderen Bereich zu sehen. Es gibt drei Schienen: vorne, in der Mitte und hinten, an denen die Schare befestigt werden können. An den Schienen werden unterschiedliche Schare, je nach Bedarf, angebracht. Für sonstige Arbeitsgänge können entsprechende Zusatzgeräte verwendet werden, z. B. zur Unkrautbehandlung am Boden.

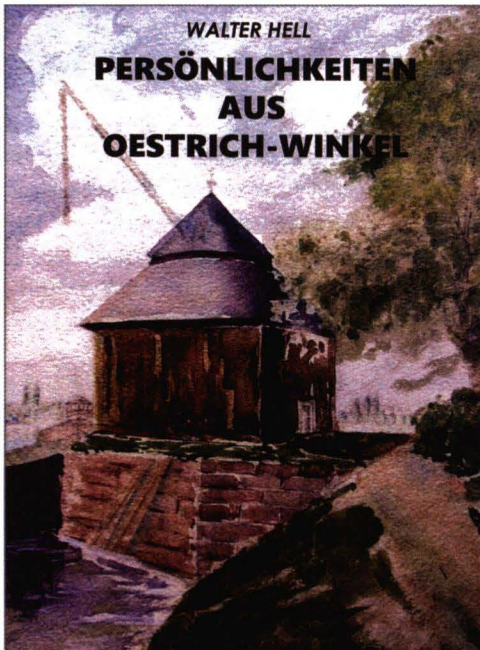
Zur Anfahrt an den Weinberg, für die Bergabfahrt und die Fahrt an die nächste Zeile ist der Pflug mit zwei Rädern vorne und einem hinten ausgestattet.

Der Binger Seilzug wird bis heute für besonders steile Lagen in allen Weinanbaugebieten der Welt eingesetzt.

Buchhinweise

Walter Hell **Persönlichkeiten aus Oestrich-Winkel** **121 S. Ingelheim 2017**

Die Geschichte Oestrich-Winkels ist reich an historischen Persönlichkeiten, über deren Leben und Wirken zum Teil nur wenig bekannt ist. Walter Hell stellt zwanzig Persönlichkeiten aus zwölf Jahrhunderten in sorgfältig recherchierten Porträts vor und nimmt so den Leser mit auf eine informative spannende Reise durch die Geschichte der ehemals vier selbstständigen Stadtteile Winkel, Mittelheim, Oestrich und Hallgarten. Um nur einige interessante Persönlichkeiten zu nennen: Die



Reihe beginnt mit dem um 780 geborenen Mainzer Erzbischof Rabanus Maurus, dem Wohltäter von Oestrich und Winkel in einer Hungersnot. Es folgen die Altrheingauer Familie Hell und die aus Belgien stammende Familie Geromont. Johann Georg Herber, der Kämpfer für den Verfassungsstaat, und der Dichter des Deutschlandliedes Hoffmann von Fallersleben mit seinen republikanischen Freunden in Oestrich-Winkel werden vorgestellt, ferner die Sektzioniere Bernhard und Philipp Karl Hoehl sowie Adolf Lehne, der Pionier der Färbemittel und des Patentwesens. Auch Winkeler Geistliche aus der Zeit des Nationalsozialismus wie der Limburger Generalvikar Mathias Göbel und der Dekan Bernhard Eufinger werden gewürdigt. Dank des umfangreichen Quellenstudiums kann Walter Hell mit vielen unbekannt Details aufwarten. Kein Leser wird das Buch deshalb so schnell aus der Hand legen. (ML)

Hartmut Heinemann
Barocke Kartenkunst am Mittelrhein
Der Rheingauer Landmesser Andreas Trauttner (1702–1782) und sein Werk
2017. XIV, 302 Seiten, 514 Farbabbildungen,
geb. € 48,-. ISBN 978-3-930221-36-3
(Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau, Bd. 89)

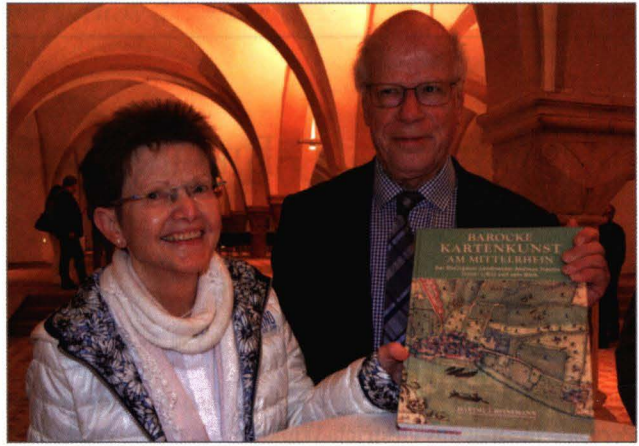
Der Reichtum barocker Kartenmalerei entfaltet sich in diesem Band in seiner ganzen Fülle. Neben dem optischen Genuss sind plastische Landschaftsbilder, realitätsgetreue Ortsansichten und markante Flurdenkmale eine Fundgrube

für die historische und kulturgeschichtliche Forschung im Rheingau und am Mittelrhein.

Andreas Trauttner wohnte in Rüdesheim in der Hahnengasse und war zwischen 1740 und 1780 als Geometer und Kartenzeichner unermüdlich tätig. Seine Fähigkeit, die Vermessungsergebnisse in anschauliche und repräsentative Kartenbilder umzusetzen, verschaffte ihm Aufträge weit außerhalb der heimischen Region. Großformatige Prachtkarten der Rheingau-Orte, der Rheingauer Wälder mit dem Gebück, der Eberbacher Klosterhöfe beiderseits des Rheins, ferner Karten von Bingen und der Nahegegend umschreiben Trauttners Schaffensradius. Zu den Auftraggebern zählten das Erzstift Mainz und das Domkapitel, der Pfälzer Kurfürst, geistliche Institutionen wie Kloster Eberbach und mittelrheinische Adelsfamilien. Mit seinen Karten schuf Andreas Trauttner barocke Kunstwerke von großem ästhetischem Reiz. In Verbindung mit seiner schriftkünstlerischen Begabung und der Beherrschung der Wappmalerei sind meisterhafte Gesamtkompositionen entstanden.

Trauttners Werk sucht nach Umfang und Qualität weit über den Mittelrhein hinaus seinesgleichen. Es ist als Glücksfall anzusehen, dass rund 80 Karten und Atlanten bis heute erhalten sind, die der Autor – als Historiker und Archivar seit langem in diesem Raum tätig – nach intensiver Forschung aus öffentlichen Archiven, Adelsarchiven und aus Privatbesitz zusammengetragen hat.

In dem vorliegenden Bild- und Textband werden erstmals sämtliche Werke Trauttners in großformatiger Wiedergabe präsentiert. Detailvergrößerungen lenken den Blick auf die barocke Schmuckfreude und exakte Beobachtungsgabe des Kartenkünstlers. Auch der naturräumliche Wandel der Landschaft und die wirtschaftlichen Verhältnisse werden erkennbar, so etwa im Bereich von Weinbau und Rheinschifffahrt. Die Karten sind thematisch gruppiert und werden mit begleiten-



Der Autor Dr. Hartmut Heinemann und Frau Dr. Christiane Heinemann (Schriftleiterin) bei der Vorstellung des Werkes am 13. Oktober 2017 im Kloster Eberbach. Foto: C. Kaddar

dem Text in ihrem landeshistorischen Zusammenhang kommentiert. Ein topographisches Register erschließt den Band.

Nun schlägt die Stunde des Heimatforschers, der sich jetzt intensiv mit dieser wunderbaren Quelle beschäftigen und sie auswerten kann. Sie ermuntert etwa zu der Fragestellung, wie sich Kontinuität und Wandel in den vergangenen 200 Jahren in der Landschaft des Rheingaus beobachten lassen. Wie haben sich Wegeverläufe verändert, und wie hat sich die Nutzung der Flur gewandelt. Veränderungen in der Besiedlung sind zu beobachten. Auch gar manches Flurdenkmal und Wegekreuz ist zu entdecken usw.


Kurz: Trauttners Werk gibt die Gelegenheit, dass man seine unmittelbare Umgebung in ihrer lebendigen Entwicklung besser versteht und als kostbares Gut schätzen und lieben lernt. (ML)



In der Region - für die Region.

*Heimat ist da,
wo man mit seinem Namen begrüßt wird.*

DIE BANK DER RHEINGAUER

RHEINGAUER
VOLKSBANK 

www.rheingauer-volksbank.de

nah | direkt | persönlich

VINOTHEK & KLOSTERLADEN

Wir freuen uns auf Ihren Besuch hier bei uns im alten Kelterhaus am frühgotischen Hospital im Kloster Eberbach.

Ein umfangreiches Angebot erwartet Sie:

- **Hochkarätige Weine, Lagensekte und Destillate**
Riesling, Spät-, Weiß- und Grauburgunder, Brände
- **Genussreiche Geschenkkideen**
Gewürze, Schokolade und mehr, passend zum Wein, in attraktiven Verpackungen
- **Delikatessen rund um die Traube**
z. B. Rieslingsenf, Weingelee, Traubenkernöl, Likör
- **Bücher zum Kloster, zu Wein und Rheingau**
Bildbände, Garten- und Heilpflanzenbücher, Weinlexika, Kinderbücher, Krimis etc.
- **Andenken und Souvenirs aus dem Kloster**
... und vieles mehr!



KLOSTER EBERBACH

Hessische Staatsweingüter



Öffnungszeiten:

November–März täglich von 10–18 Uhr

April–Oktober täglich von 10–19 Uhr

Hessische Staatsweingüter GmbH

Kloster Eberbach,

Kloster Eberbach, 65346 Eltville

Telefon: 06723 6046-0

Mail: weingut@kloster-eberbach.de

Besuchen Sie auch unseren Online-Shop:

www.weingut-kloster-eberbach.de